DAN SHOCKER's

Macabros



Nr. 95

DM 1.50

Österr. S 12; Schweiz Fr. 1.70
Italien L 750; Spanien Pts 65
Printed in Germany

Verschollen in Dwylup



Nr. 95

Verschollen in Dwylup

(Der achte Weg in die Dimension des Grauens)

Was zuletzt geschah:

Ak Nafuur, der ehemalige Molochos, hat Hellmark dreizehn versiegelte Briefumschläge hinterlassen. In jedem befindet sich eine Botschaft, die für Björn schließlich eine Aufgabe enthält, welche er erfolgreich lösen muß. Nur wenn ihm das gelingt, ist es ihm gestattet, den nächsten Umschlag zu öffnen.

Diese Prozedur soll es ihm ermöglichen, nach dreizehn bestandenen Aufgaben in das Dämonenreich Rha-Ta-N'mys einzudringen und die Dämonengöttin zum Kampf zu stellen.

Sieben Wege in die Dimension des Wahnsinns und des Grauens Hegen bereits hinter ihm. Keiner weiß, was der achte Weg bringen wird…

»Wir schaffen es nicht!« kreischte sie. Ihr Gesicht war vor Angst und Grauen entstellt. Sie hing in ihren Haltegurten, klammerte sich am Sitz fest und sah elend aus.

»Ich werde mein Bestes versuchen«, stieß der Mann an ihrer Seite wütend hervor. »Reiß' dich zusammen! Es ist nicht das erste Mal, daß du mit mir in der Kiste sitzt.«

»Aber es ist das erste Mal, daß so etwas passiert!« Claire Monescues Stimme überschlug sich. »Tu' doch etwas! So tu' doch endlich etwas!«

Owen Longfield, dem zweiunddreißigjährigen Piloten des einmotorigen Sportflugzeugs rann der Schweiß übers Gesicht. »Ich tu', was ich kann. Mach' mich nicht verrückt mit deiner Schreierei!« Er hielt den Steuerknüppel mit beiden Händen umfaßt. Die Maschine tanzte dennoch in den heftigen Windböen auf und nieder wie ein welkes Blatt. Lautstark klatschte der tropische Regen gegen die Glaskuppel. Die Sicht war gleich Null.

Das Unwetter hatte sie überrascht.

Longfield hatte noch gehofft, den Landeplatz bei der Mission zu erreichen. Aber die Wetterfront war schneller gewesen. Und nun steckten sie mitten drin.

Ein starker Windstoß traf das kleine Flugzeug, in dem die beiden verängstigten Menschen saßen. Es wurde zur Seite und nach unten gedrückt. Es knarrte und ächzte in der Verschalung.

Claire Monescue flog mit dem Kopf gegen den Seitenholm und stöhnte.

Die Maschine sackte wie ein Stein, mit der Nase nach unten, den riesigen Bäumen entgegen, die wie ein nicht endenwollender grüner Teppich unter ihnen mehr zu ahnen, denn zu sehen waren.

Longfields Versuche, das Flugzeug in Regen und Sturm hochzuziehen, war zum Scheitern verurteilt.

Die Maschine überschlug sich. Sie begann sich plötzlich um ihre eigene Achse zu drehen.

Der Pilot bekam das Flugzeug nicht mehr unter Kontrolle.

Vor der abstürzenden Maschine braute sich eine dumpfgrüne Wand zusammen, ein riesiger Wolkenberg, in dem sich plötzlich eine wirbelnde, grauschwarze Spirale zeigte.

Von einem ungeheuren Sog wurde die Maschine angezogen, dabei verstärkte sich die Drehbewegung noch, so daß es aussah, als würde sich das Flugzeug in den Luftwirbel hineinbohren.

Claire Monescue schrie nur noch und starrte mit schreckgeweiteten Augen aus der Kuppel.

Die rotblonde Frau wußte nicht mehr, was oben und unten war. Alles war eine einzige graue Masse, die sie immer mehr in sich aufzunehmen schien.

Dann wurde die Spirale größer, die Drehbewegung langsamer, so daß es den beiden verzweifelten und zu Tode erschrockenen Passagieren vorkam, als wäre das Flugzeug auf ein gigantisches, flaches Rad gebunden, das sich langsam im Kreis drehte. Dabei wurde sie gleichzeitig immer mehr ›nach innen‹ gezogen, als würde das Rad sich teleskopartig einziehen.

Unter ihnen zogen graue Wolkenfetzen, durch die schwach das Grün der Urwaldbäume schimmerte.

Mitten in die Drehbewegung mischte sich plötzlich ein anderer Eindruck.

»Owen!« preßte die Frau gequält hervor. »Was ist das?«

Sie starrte wie gebannt in die Tiefe.

»Regenwolken, Urwald, verdammt noch mal!« Owen Longfield war ungehalten und fluchte vor sich hin. Er flog seit Jahren und war ein erfahrener Pilot, aber ein solches Mistwetter hatte er noch nie erlebt.

In das Prasseln des unaufhörlich vom Himmel stürzenden Regens mischten sich knackende und berstende Geräusche. Die Maschine stand unter Spannungen, denen das Material nicht mehr gewachsen war.

»Die Bäume, Owen! Was um Himmels willen… ist denn… mit den Bäumen? Warum sehen sie… so komisch aus?« Claire Monescue war ein einziges Nervenbündel.

Die außergewöhnliche, nervenaufreibende Situation Währte erst seit zwei Minuten, doch den Flugzeuginsassen kamen sie vor wie eine Ewigkeit.

In der Drehbewegung schienen sie sich in diesem Moment direkt dem Wald unter ihnen zu nähern.

Ob sie wollten oder nicht – sie mußten einfach hinsehen, denn das unheimliche Panorama breitete sich direkt in ihrem Blickfeld aus.

Die Bäume – waren auf keinen Fall mehr die, über die sie vorhin noch geflogen waren!

Durch den Wirbel, der sie blitzschnell angezogen hatte, waren sie offensichtlich ganz woanders angekommen.

»Die Bäume, Owen…«, stöhnte Claire Monescue, »sie… sehen aus wie riesige Knochen, die verzweigt… und kahl… aus dem Boden ragen. Knochenbäume…, das… das ist doch nicht mehr unsere Welt!«

*

Das Flugzeug verhielt sich nicht mehr entsprechend den Gesetzen der Physik.

Mit bangem Herzen und unverhohlener Neugier trotz aller Furcht registrierte Owen Longfield das Ungeheuerliche, Unmögliche.

Die Maschine befand sich noch immer in der Luft, obwohl sie gar

nicht mehr flog!

Sie wurde wie von unsichtbaren Händen tiefer in den Wirbel gerissen, ohne dabei an Höhe zu verlieren.

Ein dumpfes Stöhnen entrann Longfields Lippen.

Claire hatte recht.

Da unten erstreckte sich – so weit das Auge reichte – ein Knochenwald, der fahl und kahl durch das gespenstische Grau schimmerte, in das sich nun seltsame Farben mischten, vor allem Orange- und Violett-Töne.

»Was… was hat das alles… zu bedeuten?« Longfields Stimme klang grauenerfüllt.

Nur Sekunden währte der Sturz in das Windauge, in die riesige Spirale.

Hinter ihnen schloß sich das ›Loch‹ zwischen den wirbelnden Luftmassen. Im gleichen Augenblick sackte die Maschine wie ein Stein in die Tiefe und kam den ersten Ausläufern des Knochenwaldes gefährlich nahe.

Der Flugkörper raste darüber hinweg. Jenseits des mysteriösen Knochenwaldes waren braunbeige Gebäude zu sehen. Sie sahen aus wie eckige Türme, die aus Knochenschädeln zusammengesetzt waren.

Dann erfolgte ein Krachen und Bersten.

Das Flugzeug rutschte mit dem Rumpf über den harten Untergrund und drehte sich um seine eigene Achse.

Die Maschine kippte nach vorn, der Rumpf riß auf, Metall- und Holzteile flogen wie Geschosse durch die Luft, die linke Tragfläche knickte weg wie ein Streichholz.

Die Gurte rissen.

Owen Longfield flog mit dem Gesicht auf das Armaturenbrett, Claire Monescue kippte aus dem weit ausklappenden Einstieg und rutschte halb nach draußen.

Dann schwanden ihr die Sinne…

*

Die Höhle schimmerte in fluoreszierendem Schein.

Es war ein gespenstischer Ort, und doch haftete ihm etwas an, das man am ehesten mit Geborgenheit umschrieb.

Björn Hellmark, der Herr von Marlos, hielt sich in der Geisterhöhle auf, einem Ort, an dem er von merkwürdigen Gestalten umgeben war.

Auf den Stufen, deren Anordnung sich nach oben pyramidenförmig verjüngte, standen steinerne Throne, darauf saßen Skelette, die in prachtvolle Gewänder gekleidet waren. Die Umhänge waren smaragdgrün, rot, azurblau und bernsteingelb…, sie wiesen satte Farben auf und wurden auf den Schultern der Knochenmänner von

großen, goldblitzenden Spangen gehalten.

Auf dem Sockel jedes Throns war tief eingekerbt ein Name zu erkennen.

Auch Hellmarks Sitzplatz war auf diese Weise gekennzeichnet. Große Buchstaben formten seinen Namen.

Die Knochenmänner, die ihn umgaben, stammten aus einer fernen Zeit und waren einst hohe Würdenträger, Priester und Philosophen, die reiche Kenntnisse über die Insel der Vergangenheit, Xantilon, gesammelt hatten, die den Untergang damals nicht mehr rückgängig machen oder wenigstens verhindern konnten.

Durch den Verrat eines Priesters, der sich den Namen Molochos zulegte und gemeinsame Sache mit der mächtigen Dämonengöttin Rha-Ta-N’my machte, kam es zur Vernichtung einer blühenden, hochstehenden Kultur. Das lag rund zwanzigtausend Jahre zurück.

Beim Untergang Xantilons gelang es einzelnen Bewohnern, auch ganzen Familien, trotz allem Chaos mit dem Leben davonzukommen.

Sie erreichten nach oft monatelangem Aufenthalt auf hoher See andere Kontinente, siedelten sich dort an und vermischten sich schließlich mit der Urbevölkerung.

Ihr Blut, das Blut jener Männer und Frauen aus Xantilon jedoch, wies ein besonderes Merkmal auf. Es vererbte sich über die Jahrtausende hinweg auf alle Nachkommen, gleich, mit welcher Rasse sich die Flüchtlinge der untergegangenen Insel auch vermischten. In jüngster Vergangenheit gab es Anzeichen dafür, daß manch einer bei sich entdeckte, schon mal gelebt zu haben. Damals, auf Xantilon, wo irgendwelche Erinnerungen aufkeimten. Viele nahmen solche ›Zustände‹ nicht ernst und glaubten an einen Traum. Andere, die von der Wucht ihrer Erkenntnisse förmlich überrumpelt wurden, blieben bedauerlicherweise auf der Strecke. Sie entwickelten sich zu Sonderlingen und Außenseitern und wagten nicht, über ihre Probleme zu sprechen. So zerbrachen viele an dem, was in ihnen vorging. Sie wurden zu Selbstmördern oder landeten in Heilanstalten, wo keiner sie ernstnahm.

Dritte wiederum verarbeiteten und analysierten – und kamen zu brauchbaren Schlüssen.

Zu jenen, die mit ihrer Erinnerung und ihrem ersten Leben fertig wurden, die die Stimme des Blutes vernahmen und danach handelten, gehörte Björn Hellmark. Er war in der Gegenwart des zwanzigsten Jahrhunderts zum zweiten Mal geboren worden. In seinem ersten Leben nannte man ihn Kaphoon. In der Zeit, als auf Xantilon schwerste Kämpfe stattfanden, existierte er zum ersten Mal. Kaphoon, der ›Sohn des Toten Gottes‹ oder auch >der Namenloses wie er apostrophiert wurde, war als Kämpfer für Freiheit und Gerechtigkeit in die Erinnerung eingegangen.

Doch die Mächte des Bösen hatten seinerzeit einen Teilerfolg errungen. Ihr Ziel war es gewesen, die ganze Welt in Besitz zu nehmen.

In der Gegenwart formierten die gleichen Kräfte sich neu, um den Erfolg zu erringen, den sie damals anvisierten.

Rha-Ta-N'my, die Göttin der Dämonen, oberste Herrscherin im Reich der Finsternis und des Schreckens, stand bereit, die Erde in Besitz zu nehmen.

Damals, als Xantilon zerbrach, stand ihr der verräterische schwarze Priester Molochos zur Seite. Er lockte viele Angehörige seines Volkes ins Verderben. Sein Ziel war es, in der Hierarchie der Dämonen einen besonderen Platz einzunehmen und ewiges Dämonenleben zu erringen.

Mit Hilfe der Augen des Schwarzen Manja, der als Heiliger Vogel auf der Insel verehrt worden war und nach den Ereignissen auf Xantilon ausstarb, war es Björn Hellmark gelungen, Molochos zum Umschwenken zu bewegen. Der Dämonenfürst erinnerte sich wieder seines Menschseins und schlug sich auf Hellmarks Seite.

Als Ak Nafuur lebte er geraume Zeit auf der unsichtbaren Insel Marlos und gab Hellmark Hinweise auf Strategie und Absichten der Reiche der Finsternis.

Vor seinem Tod hinterließ er ein Vermächtnis, das Björn Hellmarks Leben gewaltig beeinflussen und verändern sollte. Zum erstenmal bot sich einem Sterblichen die Chance, in das Zentrum des Schreckens einzudringen, Rha-Ta-N'my Auge in Auge gegenüberzustehen. Doch um diese Begegnung überhaupt erreichen und überleben zu können, war es notwendig, dreizehn Aufgaben zu lösen. Mit ihrer Lösung schuf er die Grundlage zum Eindringen in eine Welt, von der er nichts wußte. Sieben Aufgaben hatte er bereits erfolgreich hinter sich gebracht, sieben Wege in die Dimension des Wahnsinns und Grauens, in denen er unter Einsatz des Lebens seiner Freunde und seines eigenen Breschen in die Reihen derer geschlagen hatte, die auf seiten der Dämonengöttin standen. Wenn diese Hilfskräfte geschwächt wurden, war die Wahrscheinlichkeit größer, gegen Rha-Ta-N'my überhaupt eine Chance zu haben.

Es war jedesmal für ihn ein neues Erlebnis, einen der versiegelten Umschläge aufzureißen, die Ak Nafuur – der ehemalige Molochos – ihm hinterlassen hatte.

Ak Nafuur hatte ihn ausdrücklich darum gebeten, stets eine Aufgabe zu vollenden, ehe er die nächste kennenlernte. Wobei nie sicher war, daß er jenes Abenteuer, in das er sich stürzte, auch glücklich überstand.

Neben dem steinernen Thron lagen fein säuberlich aufeinandergelegt die letzten sechs Umschläge. Björn griff nach dem

obersten, der das Stichwort ›DWYLUP‹ trug.

In Dwylup, der Stadt der Monster, hatte er ein großes Abenteuer erlebt.

Durch den Hinweis eines Mannes, der seit dreißig Jahren nach einem schweren Unfall in tiefster Bewußtlosigkeit lag, war im letzten Augenblick seine Rettung zustande gekommen…

An Dwylup knüpften sich unangenehme Erinnerungen.

Mit gemischten Gefühlen riß er den achten Umschlag auf.

Die handschriftliche Nachricht war diesmal nicht sehr umfangreich.

»Lieber Björn, Dwylup, die Stadt der Monster, ist ein Brückenkopf des Bösen.

Wie du weißt, waren meine persönlichen Bindungen zu Dwylup stets besonders eng und stark. Das hing damit zusammen, daß in dieser Jenseitsstadt die Monster Molochos als Herrn und Meister verehrten. Diese Verehrung brachte es mit sich, daß Dwylup zu einer besonders starken Bastion für Rha-Ta-N'my wurde.

Viele unschuldige Menschen starben, weil sie sich mit der Erforschung des Okkulten und Übersinnlichen befaßten oder einem Dwylup-Monster rein zufällig über den Weg liefen.

Seit ich mich wieder für die Menschen entschlossen hatte, war ich damit befaßt herauszufinden, wo jene beiden unheilbringenden Geschöpfe geblieben waren, die seinerzeit von Dwylup aus eindrangen und in der Welt der dritten Dimension zurückblieben.

Leider waren meine Unternehmungen nicht von Erfolg gekrönt.

Die Monster aus Dwylup, die Menschengestalt angenommen haben, wirken nach wie vor im Verborgenen.

Sie sind gezwungen, in der Welt, in der sie sich nun aufhalten, zu überleben, denn eine Rückkehr nach Dwylup ist ihnen nicht möglich, da die Voraussetzungen hierzu erloschen sind. Sie benötigen dazu einen Spiegel, der zum Tor in die Dimensionen werden kann.

Was ich dir deshalb vorschlage, ist riskant: Bediene dich des Spiegels der Kiuna Macgullyghosh, der dir schon so viele wertvolle Dienste geleistet hat. Bringe ihn in jenes alte Gebäude zurück, das seinerzeit dem Schwarzen Priester Kyto, der nicht zur ersten Garnitur der sieben Schwarzen zählte, als Unterschlupf diente. Kyto war nur eine Randfigur, aber eine mächtige. Er wollte die Monster aus Dwylup einsetzen, um Angst und Schrecken und Tod in die Welt zu tragen. Damals konnte ich diese Aktivitäten und Absichten in jeder Hinsicht unterstützen. Doch nun, durch meine Abkehr, denke ich anders darüber, und mein Herz fühlt Traurigkeit über das, was alles in meinem Namen geschehen ist…

Die alte Poststation unterhalb der Berge wird die erste Station auf dem achten Weg sein. Du mußt das Tor nach Dwylup wieder öffnen,

um jene anzulocken, die sich noch hier verbergen und erfolgreich Unterschlupf gefunden haben. Das birgt allerdings das Risiko in sich, daß auch jene von der anderen Seite herübergelangen können. Du wirst es also mit mehr als nur zwei Gegnern zu tun bekommen, so weit ich das Risiko überblicke.

Es war bisher stets mein Anliegen gewesen, das Risiko für dich so gering wie möglich zu halten. Leider ist dies nicht immer möglich.

Es hat einen zweiten Grund, weshalb du das Tor in die Stadt der Monster nochmal öffnen mußt. Du selbst mußt nach Dwylup. Der Tempel, in dem meine Maske, mein Antlitz verehrt wird, ist inzwischen zu einem Wallfahrtsort ganz besonderer Art geworden. Dwylups Monster locken Geschöpfe aus vielen Dimensionen, um durch eine – in unseren Augen – überzogene Grausamkeit jene Schlappe wettzumachen, die seinerzeit entstand, als du sie überlistetest. Du hast das erste Auge des Schwarzen Manja von dort entwendet. Sie suchen nach einem neuen, um ihr Leben wieder so fortzuführen, wie sie es gewohnt waren. So ist nicht ausgeschlossen, daß in der Zwischenzeit – da ich den Kontakt zu den Welten Rha-Ta-N'mys verloren habe – neue Aktivitäten entfaltet wurden, um Löcher in jene Dimensionen zu reißen, zu denen ihnen der Zugang durch irgendwelche Vorgänge versperrt ist.

Dazu gehört die Erde.

Du gehst viele Risiken ein, ich kann es nicht verschweigen.

Der kleinste Verlust ist noch die Vernichtung des kostbaren Spiegels der Kiuna Macgullyghosh.

Schlimmer aber ist dein persönliches Schicksal, über dessen Ausgang ich dir nichts sagen kann.

Die Atmosphäre und die geistige Kraft der Dwylup-Monster sind dir bekannt. Sobald du dich ›drüben‹ aufhältst, bist du unfähig, deinen Doppelkörper entstehen zu lassen. Damit bist du verwundbarer als sonst. Und welche zusätzlichen Kräfte die Monster seit deiner ersten Begegnung mit ihnen gewonnen haben, entzieht sich meiner Kenntnis.

Die meisten Menschen starben schon bei ihrem Anblick. Du hast ein starkes, unerschrockenes Herz – vielleicht wird es dich auch diesmal nicht im Stich lassen.

Ich wünsche dir von Herzen alles Gute auf deinem Weg…«

Hellmark faltete den Bogen zusammen.

Das sonnengebräunte Gesicht des Mannes wirkte ernst, die Linien um seinen Mund schienen tiefer zu sein als je zuvor.

Es gab für ihn kein Zögern. Hellmark war entschlossen, sofort den achten Weg einzuschlagen. Der Text Ak Nafuurs machte ihm klar, daß es keine andere Möglichkeit gab, die beiden noch auf der Erde befindlichen Dwylup-Monster aus ihren Verstecken zu locken. Wenn es gelang, die beiden Unheilbringer auszuschalten, war die Erde von

zwei schlimmen Plagen befreit.

Doch das Aufstellen der ›Falle‹ konnte zu einem Schuß, der nach hinten losging, werden.

Dann waren mit einem Mal nicht mehr nur zwei gutgetarnte Monster in dieser Welt, sondern zwanzig oder auch zweihundert…

*

Sie spürte einen dumpfen Schmerz, der sich im ganzen Körper ausbreitete…

Wir sind abgestürzt, das war ihr erster Gedanke, noch ehe sie die Augen aufschlug und etwas sah.

Claire Monescue war von einem Augenblick zum anderen wieder wach, ohne zu wissen, wie lange ihre Bewußtlosigkeit gewährt hatte.

Ihre Rippen schmerzten. Als sie sich aufrichtete, wurde ihr bewußt, daß sie mit dem Oberkörper aus dem weit klaffenden Ausstieg der Maschine hing.

Die rotblonde Frau atmete schnell und flach.

Sie wandte den Blick.

»Owen?« flüsterte sie erregt.

Der Pilot rührte sich nicht. Er war über der Instrumententafel zusammengebrochen. Die Kuppel war zerstört, das Flugzeug hing seitlich, die Blätter der Flugschraube waren abgebrochen oder hatten sich in dem harten, lehmbraunen Boden festgefressen.

Owen Longfields Hände waren in dem aufgerissenen Instrumentenfeld vergraben. Ein dünner Blutstreifen lief über sein Gesicht. Das Blut war noch nicht eingetrocknet, ein Zeichen dafür, daß der Absturz nicht, lange zurücklag…

In Claire Monescues Kehle würgte es.

War Owen tot?

Sie drehte sich weiter herum und wollte ihn berühren.

»Owen?« fragte sie heiser. »Bist du okay? Kannst du mich hören?«

Sie war selbst erstaunt darüber, wie ruhig mit einem Mal ihre Stimme klang.

Es erfolgte keine Antwort.

Claire Monescue versuchte Longfield in die Höhe zu drücken und wollte ihm den Puls fühlen. Weder das eine noch andere war möglich. Der Mann war eingeklemmt.

Sie mußte Hilfe holen.

Aber woher kriegen – mitten im Dschungel?

Sie starrte aus fiebrig glänzenden Augen in die Ferne.

Merkwürdig… da waren weder Büsche noch Bäume zu sehen. Der Himmel hatte die Farbe von Sand, die Luft war heiß und trocken wie in der Wüste, und es gab eckige, turmhoch ragende Gebäude, die die

Farbe des lehmbraunen Bodens hatten.

Drei Sekunden war Claire Monescue verwirrt.

War die Maschine von dem plötzlich auftretenden Gewittersturm in die Wüste geschleudert worden?

Aber das konnte nicht sein!

Zuletzt waren sie über der grünen Hölle des Amazonas geflogen, Hunderte von Meilen entfernt von jeder Wüste – und dann war da jener mysteriöse Luftwirbel gewesen, in den die steuerlose Maschine gerissen worden war.

Und dann entsann sich Claire schlagartig wieder.

Bevor sie abstürzten, hatte sie etwas wahrgenommen. Seltsame Bäume aus fahlen Knochen…

Und jetzt – sah sie sie wieder!

Nur eine Steinwurfweite vom Wrack der Sportmaschine entfernt stand ein solcher Baum.

Der Stamm war ein mächtiger, massiver Knochen, etwa drei Meter im Durchmesser. Von ihm aus zweigten kahle, breitgefächerte Äste ab. Blätter trug dieser Knochenbaum nicht.

Wie in Trance kletterte Claire Monescue aus dem zerstörten Flugzeug.

Ihre Hände waren blutig und zerkratzt, das dünne Kleid, das sie trug, glich einem Fetzen, der spärlich ihren Körper bedeckte. Überall auf ihrer Haut schimmerten blaue und gelbe Flecken.

Das alles merkte sie erst danach. Sie registrierte es mit stoischer Gelassenheit. Sie lebte – das war mehr wert.

Aber wo war sie angekommen?

Was war dies für eine Welt?

Als sie, mit zittrigen Knien gegen das Wrack gelehnt, auf die Silhouette der Stadt blickte, die in gleißendem Licht und flirrender Hitze lag, kam ihr ein unheimlicher Gedanke.

Die ruinenartigen Gebäude gehörten sicher zu einer vergessenen Urwaldstadt, deren Existenz heute kaum jemand mehr leugnete, deren Nachweis aber nach wie vor sich als schwierig erwies, da die Häuser von Erde bedeckt und vom Dschungel überwuchert waren.

Vielleicht hatten Azteken oder Mayas in ferner Vergangenheit diese Gebäude errichtet – oder ein anderer Eingeborenenstamm, von dem man bis heute noch nichts gehört hatte.

Eine Stadt, die man ausgegraben hatte! Wo sich aber eine Ausgrabungsstätte befand, hielten sich logischerweise Menschen auf.

Es war verwunderlich, daß noch niemand auf der Bildfläche erschienen war, um nach ihnen zu sehen. Der Lärm, der durch das abstürzende Flugzeug verursacht worden war, konnte von niemand, der sich in der Nähe befand, überhört worden sein.

Warum kam niemand?

Da sah Claire den ersten Schatten zwischen den Häusern. Er verschwand wieder, und ihre Blicke glitten an den makabren Fassaden entlang.

Claire Monescue löste sich langsam und schwerfällig von der Maschine, in der der tote Pilot eingeklemmt zurückblieb.

Zu ihrer Linken erblickte sie zwischen den lehmbraunen Gebäuden einen tunnelähnlichen Eingang, der aussah wie ein gigantisches, aufgerissenes Fischmaul.

Dort tauchten die Schatten wieder auf.

»Hilfe! Hierher…«, kam es viel zu leise über ihre Lippen. Aber sie war nicht in der Lage, lauter zu rufen. Und das, was sie weiter sagen wollte, blieb ihr wie ein Kloß in der Kehle stecken.

Das waren keine Menschen – das waren Monster!

Claire Monescue stöhnte unterdrückt, und ihr Innerstes erbebte beim Anblick dieser schauerlichen Geschöpfe.

Die Kolosse, die durch die heiße, flimmernde Luft kamen, waren mehr als zwei Meter groß und sahen echsenhaft aus. Die grauen Schuppen bedeckten den tonnenhaften Leib wie ein dichtes Geflecht. Der riesige Kopf war aufgedunsen, kahl und unförmig.

Claire Monescue schluckte.

Die Augen der Ungeheuer waren das schrecklichste, was sie je gesehen hatte!

Sie waren unterschiedlich im Aussehen.

Das rechte hatte Lider, die die glühende rote Iris halb verdeckten, das linke war offen wie die Augenhöhle in einem Totenschädel.

Der runde Augapfel schwamm darin wie in schwarzer, gallertartiger Masse.

War es Traum oder Wirklichkeit?

Claire konnte sich diese Frage nicht beantworten und handelte instinktiv.

Sie wich Schritt für Schritt zurück, stieß mit dem Rücken gegen das Wrack und fuhr unter einem Peitenschenhieb zusammen.

Sie meinte, eine Hand greife nach ihr, duckte sich, ging in die Knie und kroch auf allen vieren unter dem eingedrückten Bug der havarierten Maschine durch, um auf die andere Seite zu gelangen.

Sie fühlte instinktiv, daß es ihren Tod bedeutete, wenn sie länger hier verweilte.

Wie durch ein Wunder hatte sie nur mit minimalen Verletzungen den Absturz überstanden, aber sie fühlte sich plötzlich elender und kraftloser als unmittelbar nach dem Erwachen aus der Bewußtlosigkeit.

Ihr Herz schlug hart und unregelmäßig. Sie fror innerlich und sonderte doch in der sie umgebenden Wüstenluft gleichzeitig Schweiß ab.

Es erfüllte sie eine nie gekannte Angst vor dem Sterben, daß sie meinte, jeden Augenblick vergehen zu müssen.

Sie schluchzte, blieb hinter der umgekippten Maschine hocken und war unfähig, sich nur einen Zentimeter weiter zu bewegen.

Der Anblick der Monster war schuld an diesem Zustand!

Sie begriff es sofort, konnte aber nicht das geringste dagegen tun.

Etwas hatte sie erfaßt und innerlich berührt. Es war die geistige Atmosphäre, beeinflußt durch die Annäherung der Gestalten.

Die Schatten der Monster überfielen das Wrack, als sich in ihm etwas zu regen begann.

Ein Teil der wie eine reife Frucht geplatzten Kanzel hing schräg wie ein Dach über Claire Monescue.

Das Geräusch aus dem Innern des Wracks veranlaßte die Frau, den Blick zu heben.

Was sie sah, ließ das Blut in ihren Adern erstarren.

Owen Longfield! Er bewegte sich, erwachte aus tiefer Bewußtlosigkeit… Er war ebenso wenig tot wie sie!

In ihrer Kehle formte sich ein Ruf, den sie im letzten Augenblick unterließ, aus Furcht, damit erst recht auf sich und ihre Hilflosigkeit aufmerksam zu machen.

Owen Longfield hob langsam den Kopf.

Unterhalb seines Haaransatzes war die Haut aufgeplatzt. Die lange Schürfwunde reichte über die ganze Stirn.

Longfield war bleich.

Die Monster aus der unheimlichen Stadt umringten ihn. Ihre Schatten fielen auf sein Gesicht.

Die grauenvollen Antlitze ragten durch die Öffnung der Kanzel.

Etwas krallte sich in Longfields Herz.

In seinem Innern knisterte und rieselte es, als ob jemand Sand durch seine Adern und Knochen schütten würde.

Longfield kam nicht mehr zum Schrei.

Der Anblick der Monster zerstörte seinen Organismus. Was sich bei Claire Monescue unspezifisch andeutete, wurde ihm zum Verhängnis.

Sein Leib wurde zu Staub. Mehlfein schwebte der aufgelöste Körper zu Boden.

Claire Monescue bekam – spiegelverkehrt – jede Einzelheit mit…

Alles in ihr verkrampfte sich, und sie begann, an ihrem Verstand zu zweifeln.

Sein Kopf, seine Schultern, seine Arme – waren verschwunden. Auf ihnen gab es kein Fleisch, keine Haut mehr.

Ein blankes, lebloses Skelett, das langsam wie in Zeitlupe nach vorn kippte, hockte noch auf dem verschobenen Sitz hinter dem abgeknickten Steuerknüppel.

Owen Longfield war zum Knochenmann geworden!

*

Sie hatte es genau gesehen.

Keines der Monster hatte ihn berührt, keines ihn getötet. Es war die Angst gewesen, die ihn zugrundegerichtet hatte – die Angst, ausgelöst durch ihren Anblick!

Da wußte sie nicht mehr, wie sie reagierte und was sie tat.

Sie hörte nur einen spitzen, markerschütternden Schrei, und es wurde ihr nicht bewußt, daß sie selbst es war, die so entsetzlich kreischte.

Sie wußte nicht, woher sie die Kraft nahm, auf die Beine zu kommen. Taumelnd stürzte sie nach vorn, weg von der Maschine.

Claire Monescue kam nur drei Schritte weit.

Dann hielten Krallenhände sie umfaßt und rissen sie herum. Ihr dünnes Kleid zerriß völlig über der linken Schulter, so daß sie halbnackt vor dem Monster stand.

Namenloses Grauen erfüllte sie.

Da war der Unheimliche, aus dessen tierischem Maul heiß und übelriechend der Atem kam – und da waren die anderen, die eine unheimliche, unglaubliche Zeremonie durchführten.

Das Skelett im Wrack war für sie eine Art Spielzeug.

Sie brachen sich einzelne Knochen heraus, warfen sie sich gegenseitig zu, gaben dabei grunzende und zischende Laute von sich und begannen schließlich damit, die Knochen zu zerkauen.

Das war zuviel für Claire Monescues Nerven.

Sie brach auf der Stelle zusammen und stürzte auf die harte, trockene und heiße Erde, ohne daß das Monster Anstalten machte, sie festzuhalten.

*

Die Terrasse war mit Gartenfackeln und bunten Lampions geschmückt.

Im Haus von Albert Faraux war einiges los.

Dreißig Gäste waren geladen, die alle gekommen waren.

Sie tanzten, tranken den besten Wein und Champagner und stießen auf das Wohl Faraux' an, der im Mittelpunkt der Festlichkeit stand.

Der Direktor der Bankzentrale war ebenfalls gekommen, hielt ein paar einführende Worte und bedankte sich bei Faraux für die bisherige gute Aufbauarbeit.

»Vor fünf Jahren haben sie die neugegründete Zweigstelle Nr. 125 übernommen, mein lieber Faraux, und wir wünschten Ihnen Erfolg und alles Gute. Wir übergaben Ihnen die neugemieteten Räume mit

gemischten Gefühlen, denn damals glaubte niemand in der Geschäftsleitung unserer Bank daran, daß die kleine Zweigstelle in diesem Stadtteil genügend Kunden haben würde, um sich selbst zu erhalten. Genau das Gegenteil ist eingetreten. Sie konnten durch ihre sympathische, freundliche Art viele neue Kunden hinzugewinnen und den Umsatz der Zweigstelle unerwartet steigern. Heute vor fünf Jahren übertrugen wir Ihnen eine verantwortungsvolle Tätigkeit. Sie haben die Probleme gemeistert, Faraux. Dafür drucken wir Ihnen unseren Dank aus. Im Namen der Geschäftsführung darf ich Ihnen ein kleines Präsent überreichen. Ihnen weiterhin alles Gute wünschen und bei dieser Gelegenheit mitteilen, daß wir vorgesehen haben, Ihnen im Lauf dieses Jahres noch eine größere Zweigstelle zu übertragen, in der Sie Ihre Kenntnisse und Fähigkeiten vielleicht noch besser anwenden können…«

In die ›Ahs‹ und ›Ohs‹ mischte sich Klatschen und Gläserklirren. Man stieß auf Albert Faraux' Wohl an.

Das Haus des Zweigstellen-Leiters der großen schweizerischen Kreditbank lag am Rand von Bern. Es handelte sich um eine alte Villa, die Faraux vor drei Jahren gemietet hatte. Sie gehörte einer ältlichen Schauspielerin, die in den zwanziger und dreißiger Jahren sehr populär gewesen war, keine Angehörigen mehr hatte und nun mit achtzig Jahren in einem Pflegeheim untergebracht war.

Die hohen Mietkosten, die von Faraux für dieses große, schöne Haus aufgebracht wurden, gewährleisteten der alten Dame einen angenehmen Lebensabend.

Faraux war Anfang Vierzig, groß und stattlich, Junggeselle. Er liebte den Luxus, und so kamen ihm die Räumlichkeiten der Villa, in denen er kostbare Möbel und nicht minder kostbare Gemälde sammeln konnte, entgegen.

Faraux war in Bern geboren. Als einziger Sohn eines Fabrikarbeiters hatte er eine berufliche Karriere hinter sich, um die er beneidet wurde.

Er verkehrte heute in den besten Kreisen und war befreundet mit Stadtverordneten, Geschäftsleuten, Rechtsanwälten und Ärzten.

Seine besten Freunde hatte Faraux zu sich nach Hause eingeladen, und alle fanden, daß es eine gelungene Party war, auch wenn sie mitten in der Woche stattfand.

Der Jahrestag, an dem er die Zweigstelle vor fünf Jahren übernommen hatte, war nun mal heute und nicht erst am Freitag oder Samstag. Faraux war bei seinem Personal für seine akkurate, fast pedantische Art bekannt.

Termine und Daten waren für ihn etwas Unerschütterliches. Faraux verschob grundsätzlich nichts, zog aber auch nichts vor.

»Das hat heute auch seinen Vorteil«, scherzte er unter Freunden bei

einem Glas Champagner und kaltem Gänsebraten. »Keiner geht nach Mitternacht nach Hause. Alle haben Angst, morgen früh zu verschlafen. So komm’ auch ich früh ins Bett…«

Er grinste. Seine makellos weißen Zähne schimmerten wie poliertes Elfenbein.

Überall im Haus brannte Licht. Die Villa glich mit ihren Seidentapeten, den riesigen Ölgemälden und goldenen Lüstern eher einem kleinen Schloß.

Faraux verstand es, dem Leben die besten Seiten abzugewinnen.

Es kam, wie er es scherzhaft angekündigt hatte. Gegen dreiundzwanzig Uhr gingen die ersten Gäste.

Die Damen, in großer Abendgarderobe, verabschiedeten sich vom Gastgeber mit Küßchen.

Die auf dem großen freien Platz stehenden Fahrzeuge wurden rasch weniger.

Eine Viertelstunde nach Mitternacht waren alle Gäste gegangen.

Albert Faraux befand sich allein in seinem großen Haus.

Morgen früh würde eine Zugehfrau kommen, das benutzte Geschirr wegräumen und die Wohnung säubern. Um diese Dinge kümmerte er sich jetzt nicht mehr.

Im Parterre waren bereits sämtliche Lichter erloschen.

In der ersten Etage brannten hinter einigen Fenstern noch die Lampen.

Faraux zog die Vorhänge zu. Der schwere rote Stoff war von dem Licht kaum mehr zu durchdringen.

Die Parkfläche vor dem Haus war leer. Die Villa lag im Schatten der Nacht und der alten hohen Bäume, die im Park standen, der leicht bergab fiel.

Ein Schatten bewegte sich.

Es war der eines Menschen.

Die einsame Gestalt hielt sich dicht an der Hauswand, bewegte sich mit äußerster Lautlosigkeit und Aufmerksamkeit.

Der Mann war ganz in Schwarz gekleidet und sah aus wie ein Priester – war auch einer.

Ein – Schwarzer Priester, einer der zweiten Generation, einer aus den Reihen der zweiten Garnitur, die nicht den Rang eingenommen hatten, welcher Molochos und den sechs anderen Hauptpriestern zugebilligt worden war.

Björn Hellmark hatte konsequent die obersten, maßgebenden Unheilbringer rund um Molochos ausgerottet. Die ›Mitläufer‹, die vielen Tausend anderen mit geringerer Macht, hatte er durch diesen Schlag ebenfalls getroffen, sie kopfscheu gemacht und zum Teil zur Flucht von der Erde veranlaßt. Doch nun zeigten sich, nach dem Übertritt von Molochos’ zu den Menschen, auch die weniger

Mächtigen wieder. Es schien, als hätten sie die Absicht, das durch Molochos entstandene Vakuum wieder zu füllen.

Der Fremde lief zum Hintereingang, der verschlossen war. Doch daran störte sich der nächtliche Besucher nicht.

Er legte seine Hand auf die Klinke. Es knackte leise im Schloß, und die Tür sprang auf. Der Mann betrat den Hausflur, ohne die Tür hinter sich zu schließen. Das war nicht notwendig. Er hatte beobachtet, wie alle Gäste abgefahren waren. Außer Albert Faraux befand sich niemand mehr im Haus.

Der Mann eilte zielstrebig die Treppe nach' oben.

Hinter der Tür zum feudalen Schlafzimmer des Hausherrn waren Geräusche zu vernehmen.

Es hört sich an, als würde jemand in einem großen Becken schwimmen.

Deutlich war das Plätschern von Wasser zu vernehmen.

Als der fremde Eindringling kurzerhand das Schlafzimmer betrat, sah er, daß vom Fußboden des Bettes aus zwei Stufen in einen tiefer liegenden Raum führten, in dem ein Schwimmbassin eingelassen war.

Kleine Kugelleuchten an den braunmelierten Wänden des luxuriös ausgestatteten ›Badezimmers‹ spendeten sanftes Licht.

Albert Faraux stieg gerade aus dem Becken und griff nach dem großen Badetuch, als die dunkle Gestalt plötzlich wie aus dem Boden gewachsen vor ihm stand.

Faraux' Erstaunen war echt, doch er zuckte nicht mal mit der Wimper und empfand keinen Moment Furcht. Das war ihm deutlich anzusehen.

Blitzschnell erfaßte er die Gestalt und registrierte, daß der Mann weder ein Messer noch eine Schußwaffe in der Hand hielt, die ihm gefährlich werden konnten.

»Wer sind Sie? Was wollen Sie hier – wie kommen Sie in mein Haus?« fragte Faraux ohne besondere Erregung.

»Mein Name ist Myrex. Ich bin hier, um dir eine Nachricht zu überbringen. Verschlossene Türen sind für einen Schwarzen Priester kein Hindernis…«

»Ich habe deinen Namen nie gehört«, erwiderte Faraux, sich wie der unerwartete nächtliche Gast sofort der ›Du-Form‹ bedienend.

»Du kennst aber Kyto…«

Da fuhr Faraux zum erstenmal zusammen.

»Er war es, der euch den Weg in diese Welt ebnete«, fuhr der Schwarze Priester unbeirrt fort. Und es schien, als hätte mit einem Mal er hier das Sagen und nicht mehr der Bankmann Faraux. »Leider wurde sein Plan vereitelt. Weil er durch Glück und List vorzeitig erkannt wurde. Rha-Ta-N'my, die Herrin, die uns beiden befiehlt, hat die Stunde wohl gewählt. Ich bin gekommen, dir zu sagen, daß der

Weg frei ist.«

Faraux' Augenschlitze wurden schmaler.

»Ich höre deine Worte, und sie ergeben für mich auch einen Sinn«, sagte er leise, während er vollends aus dem Wasser stieg und sich kraftvoll abfrottierte. »Wer aber gibt mir die Gewißheit, daß deine Botschaft echt ist und keine Falle für mich bedeutet?«

»Du selbst kannst dir diese Frage am besten beantworten und – beweisen…«

Faraux nickte. »Gut. Wir werden sehen…« Und noch während er sprach, ging eine Veränderung mit ihm vor.

Albert Faraux' Körperform schien unter unvorstellbarer Hitze plötzlich wie Gummi zu schmelzen.

Seine Haut verfärbte sich, die Form seines Schädels wurde anders, als würden unsichtbare Hände ihn drücken und neu zurechtschieben. Sein Gesicht wurde schief, die Schuppen wuchsen lautlos und schnell und bedeckten ihn wie übergroße Dachziegel von den Füßen an aufwärts bis zum Hals.

Die Ohren waren groß, blaugrün wie sein Schuppenkörper, die Spitzen klappten leicht nach unten. Der Schädel war einseitig verformt, ragte auf der rechten Seite höher empor, fiel links ab und war kahl und ebenfalls blaugrün.

Die Zahnreihen hatten die Farbe der Haut und wurden durch zwei dolchartige Eckzähne abgeschlossen, die über die Unterlippe ragten.

Albert Faraux aus Bern – war kein Mensch mehr aus Fleisch und Blut, sondern ein Monster aus Dwylup!

*

Sein Anblick und die Atmosphäre, die seine Erscheinung erzeugte, bewirkte bei jedem menschlichen Betrachter namenloses Grauen, das sich bis zum Tod äußern konnte.

Mit seinen ungleichen Augen – dem einen, das durch überlappende Lider halb geschlossen wirkte, dem anderen, das rotglühend in schwarzer Gallertmasse in einer riesigen Augenhöhle schwamm – beobachtete das Monster sein Gegenüber ganz genau.

Der Mann, der sich Myrex nannte, zuckte nicht zusammen, wurde nicht blaß und wich keinen Schritt zurück. Er empfand keine Furcht. Er war an den Anblick und die Atmosphäre des Grauens gewöhnt.

»Du bist wirklich ein Bote«, sagte das grauenvoll aussehende Monster und nahm gleich darauf wieder die Gestalt des Mannes an, der ihm zum Opfer gefallen war und dessen Stellung er im Leben übernommen hatte, ohne daß jemand im Freundes- und Bekanntenkreis Faraux' das geringste gemerkt hätte…

Myrex nickte. »Nachdem du es erkannt hast, höre die ganze

Botschaft. Seit langem seid ihr hier in dieser Welt. Ihr seid zu zweit, nach Kytos Tod und der Zerstörung des einen Spiegels war es nicht mehr möglich, Eingang nach Dwylup von dieser Seite der Welt aus zu erlangen. Umgekehrt war es nicht mehr möglich, Dwylup zu verlassen und neue Opfer zu beschaffen. Eine Welt wie Dwylup aber ist auf Opfer angewiesen…«

»Wem sagst du das«, murmelte Faraux ernst.

In Dwylup wurden jene Aktivitäten entfaltet, die notwendig waren, das Gleichgewicht in der Welt des Bösen zu erhalten.

Dwylup zeichnete sich dadurch aus, daß eine besondere Verehrung des Dämonenfürsten Molochos stattfand. Molochos und der Tod bestimmten das Dasein in Dwylup. Unter dem grauenvollen Antlitz Molochos', der dort als Blutgötze verehrt wurde, richtete man die Opfer. Die abgeschlagenen Köpfe derer, die den Monstern in die Hände gefallen waren, wurden als Trophäen an die Hauswände der Wüstenstadt gehängt, um Zeugnis abzulegen von der Macht der Monster aus Dwylup über Leben und Tod.

Da die Wege in die Welt der Menschen versperrt waren, die Rha-Ta-N'mys Haß auf sich gezogen hatten, wurde die Macht Dwylups von Mal zu Mal geringer.

Die Monster in Dwylup, die fühlten, daß sie in Rha-Ta-N'mys Plänen nur noch eine untergeordnete Stelle einnahmen, setzten alles daran, die alte Macht zurückzugewinnen.

»Es gibt Hinweise darauf, daß von Dwylup aus versucht wurde, ein Tor in die diesseitige Welt zu schaffen«, erklärte Myrex. »Bei besonderen Wettersituationen öffnet sich der Tunnel zwischen den Dimensionen. Nun kommt es nur noch darauf an, auch alle jene herüberzuschaffen, die durch Angst und Schrecken die Kraft der Finsternis verstärken und einen Weg finden, den alten Zustand wieder herbeizuführen.

Dazu ist es unerläßlich, wieder ein Auge des Schwarzen Manja in Dwylup zu deponieren. Molochos' Antlitz wird mit ihm in neuem Glanz erstrahlen und die Zeit der Opfer wieder beginnen, eine neue Situation hilft dir und dem anderen von dort, die Absichten zu unterstützen.«

»Was können wir tun?« fragte Faraux erregt.

Er sah einen Silberstreifen am Horizont. Das lange Warten hatte sich gelohnt. Seit Jahren steckte er in der Haut eines anderen Menschen. Sein wahrer Name war Vhap. Der andere, der nur wenige Kilometer entfernt in Menschengestalt lebte, hieß Thont, war das zweite Dwylup-Monster, das seinerzeit übriggeblieben und kein Opfer der Dämonenmaske Björn Hellmarks geworden war…

»Rha-Ta-N'mys Anordnung befolgen«, lautete die Antwort des Schwarzen Priesters. »Meine Aufgabe war es, dich ausfindig zu

machen. Das ist mir gelungen. Deine wird es sein, einen Feind unserer Absichten hinters Licht zu führen und zu vernichten. In dieser Stunde, da wir einander begegnen, trifft ein Mann namens Hellmark Vorbereitungen, seine achte Aufgabe anzupacken. Dazu wird er in jener alten Poststation, die Kyto einst benutzte, einen Spiegel deponieren. Mit diesem Spiegel öffnet er das Tor nach Dwylup. Damit will er euch anlocken. Doch die Falle, die euch zugedacht ist, soll zu einer für ihn werden.

Nehmt euch seiner an. Wenn er sich in eurer Hand befindet, wird es kaum ein Problem sein, ein Manjaauge zu erpressen. Danach seid ihr verpflichtet, Hellmark zu töten…«

*

»Woher hast du diese Informationen?« Faraux war neugierig.

»Wir haben in der letzten Zeit einige unliebsame Niederlagen einstecken müssen. Rha-Ta-N'mys Pläne sind gefährdet, wenn Hellmark und seine Helfer weiter so handfest agieren können wie bisher. Dem muß ein Riegel vorgeschoben werden. Dwylup hat seine Chance. Nutzt sie…«

Er stockte plötzlich und wandte den Blick.

»Ein Geräusch«, zischte er. »Hast du noch einen Gast im Haus?«

Albert Faraux erstarrte.

Auch er lauschte. Ein leises Rascheln. Dann Stille.

Da war jemand vor der Tür des Schlafzimmers!

Der Schwarze Priester Myrex und das in der Gestalt Albert Faraux' lebende Monster aus Dwylup warfen sich einen stummen Blick zu.

Dann machte Faraux einen schnellen Schritt nach vorn.

Beide sahen, wie in diesem Moment die Klinke wie von Geisterhand bewegt herabgedrückt wurde. Jemand, der draußen stand, beabsichtigte die Schlafzimmertür einen Spalt breit zu öffnen…

*

Björn Hellmark verließ die Geisterhöhle, in der die steinernen Throne mit den stummen Knochenmännern standen und er seine Trophäen aufbewahrte, die er im Kampf gegen die Geister und Dämonen erworben hatte.

Während er über den steinigen Untergrund schritt, waren seine Gedanken sowohl bei dem, was er mit den Freunden besprechen mußte, als auch bei seinem Doppelkörper, den er in diesen Sekunden weit fortschickte, um sich mit Macabros einen Eindruck davon zu verschaffen, wie es nach all den Jahren in der alten Poststation aussah.

Tausende von Meilen entfernt, mitten in den Schweizer Alpen, materialisierte Macabros.

Er unterschied sich in nichts von Hellmark, der nach wie vor auf der unsichtbaren Insel Marlos weilte.

Macabros war ein Körper aus ätherischer Substanz, ein feinstofflicher Leib, der durch ein unsichtbares Band mit dem Originalkörper verbunden war.

Hellmarks geistige Energie speiste diesen Zweitkörper, den er an jeden Ort der Erde schicken konnte.

Macabros materialisierte auf steinigem Untergrund. Kalt pfiff der Wind von den Berghängen herab. Es war Abend und nebelig. Weißgraue Schleier trieben über das zerklüftete, feuchte Felsgestein. Unweit des alten, zerfallenen Hauses, das vor Jahren ein Schwarzer Priester als Unterschlupf und Versuchslabor benutzt hatte, sprang eisiges Schmelzwasser aus der Höhe, plätscherte über das nackte Gestein und füllte weiter unten einen Bach, der munter zwischen den Felsblöcken verschwand, um unterirdisch seinen Weg fortzusetzen.

Der Wind fuhr unter die morschen, verwitterten Ziegel.

Macabros betrat das Haus. Die Tür hing windschief in den Angeln. Vor den Fenstern waren die Läden zugeklappt. Das kleine Haus war in den letzten Jahren weiter beträchtlich Wind und Wetter ausgesetzt gewesen, was seinem Aussehen zugesetzt hatte.

Die schmale Straße, die von hier aus rund sechs Kilometer weiter lief, um dann auf eine breitere zu stoßen, war nicht befahren. Weit und breit kein Mensch.

Das Haus war unbewohnt. Doch es gab Spuren, die darauf hinwiesen, daß Spaziergänger und Touristen die alte Poststation von Fall zu Fall bei schlechtem Wetter benutzten.

Leere, aufgeweichte Zigarettenschachteln lagen herum, Butterbrotpapier und Speisereste, von den zurückgelassenen Limonadeflaschen und leeren Cola-Dosen ganz zu schweigen.

Diese Dinge nahm Macabros nur am Rand wahr. Seine Hauptaufmerksamkeit galt jener Wand in einem Hinterraum, in dem sich vor Jahren unheimliche und tödliche Ereignisse abgespielt hatten.

Unter Vorspiegelung falscher Tatsachen hatte ein Mann sich diese Poststation gekauft. Nicht weit von Bern entfernt wollte er angeblich seinem Hobby, alte Häuser wieder in Ordnung zu bringen und zu erhalten, nachgehen.

Dieser Mann war ein Schwarzer Priester gewesen und hatte nur Interesse dafür gehabt, in aller Stille und Abgeschiedenheit die Monster aus Dwylup auf die Erde zu holen. Er ließ den Spiegel Hellmarks seinerzeit stehen. Zum damaligen Zeitpunkt lebte Björn noch in seiner Villa, und Carminia wurde von den Einbrechern überrascht und überlistet.

Macabros stand wenige Augenblicke an der Wand, wo noch Spuren der Kreide zu sehen waren, mit der Kyto damals die Stelle einzeichnete, die den Standplatz des Spiegels der Kiuna Macgullyghosh markierte.

Macabros nahm dies alles nur in der trüben, düsteren Atmosphäre wahr. Nach Kytos Tod und dem Ausheben des Monsternestes war die Stromzufuhr wieder rückgängig gemacht worden. Die Behörden hatten seinerzeit nicht mitbekommen, welcher ›Mensch‹ der Besitzer der alten Poststation gewesen war. Als keine Zahlungen mehr erfolgten, war der Strom kurzerhand gesperrt worden. Die Möbelstücke, die zu diesem Zeitpunkt noch in der Station standen, waren in der Zwischenzeit von Unbekannten nach und nach entfernt worden.

Diese Hütte war Ausgangspunkt nach und von Dwylup gewesen.

Macabros ging noch in der gleichen Minute daran, alle Vorbereitungen für die Falle zu errichten, die Ak Nafuur ihm in der achten Botschaft vorschlug.

Er versetzte sich nach Marlos in die Geisterhöhle zurück, zog das Tuch von der Spiegelfläche und legte die Rechte an den Rahmen.

Im nächsten Moment verschwanden Spiegel und Macabros aus der Geisterhohle. Macabros teleportierte mit dem großen Gegenstand an die Stelle zurück, von der er gekommen war.

Er rückte den Spiegel so zurecht, daß er die restlichen Kreidespuren deckte, die von dem Stellplatz seinerzeit übriggeblieben waren.

Das war alles. Mehr gab es vorerst nicht zu tun.

Nun mußte er nur noch für eine lückenlose Beobachtung sorgen. Doch das war das wenigste und ungefährlichste.

Reihum konnten sie sich dieser Aufgabe widmen.

Sobald einer etwas entdeckte, brauchte er nur nach Marlos zurückzukehren und Nachricht zu geben. Sobald feststand, was die bis jetzt im Verborgenen agierenden Monster mit dem Tor nach drüben begannen, würde seine wahre Aufgabe beginnen.

Hellmark, der während der Gespräche mit den Freunden ständig auch über das informiert war, was sein Doppelkörper erlebte, löste Macabros auf und dann wurde ausgelost, in welcher Reihenfolge die Wache in der baufälligen und verlassenen ehemaligen Poststation vonstatten gehen sollte.

Das erste Los fiel auf Jim, den Guuf.

Der Kugelkopf freute sich.

»Da wird man endlich mal wieder gebraucht«, sagte er stolz.

Jim wirkte furchteinflößend mit seinen riesigen runden Augen, dem kahlen Schädel und dem hornartigen Kamm, der mitten auf seinem Kopf begann und bis tief in den Nacken wuchs.

Jim war ein Mischwesen zwischen Mensch und dämonischem

Guuf, die in der Vergangenheit der Erde den Schergen der Finsternis zur Hand gegangen waren, um die Kräfte des Guten auf der Insel Xantilon zu Fall zu bringen. Eine Menschenfrau war durch Magie in die Vergangenheit versetzt worden und in die Hände der Guuf geraten. Nach ihrer Rückkehr zur Erde und in die Gegenwart – brachte sie in einem Hospital ein Kind zur Welt. Der entbindende Arzt behauptete, daß der Säugling nach der Geburt gestorben war. Dies entsprach nicht der Wahrheit. Der Mediziner fühlte sich verpflichtet, jenes ungewöhnliche, dämonische Kind an einem verborgenen Ort großzuziehen und zu beobachten.

Er meinte es gut – kalkulierte aber nicht das Risiko ein, das für den Jungen bestand. Streunende Guuf fanden einen Weg, aus der Vergangenheit in die Gegenwart einzudringen, und begannen eine tödliche Jagd auf den Mischling, der sich als Gefahr für sie entpuppt hatte. Irgendwann in seinem Leben nämlich würde Jim sich an Dinge entsinnen, die für die Rasse der Guuf gefährlich werden konnte. Sie betrafen ihre wahre Herkunft, denn es gab einige unübersehbare Hinweise darauf, daß die Guuf nicht von dieser Erde stammten. Sie waren ganz von Dämonen abhängig, ihnen völlig hörig.

Hellmark entdeckte die Jagd auf Jim, erkannte seinerzeit die Situation richtig und brachte den Jungen auf Marlos. Jim konnte nicht unter normalen Bedingungen leben. Sein Aussehen veranlaßte die Menschen, ihn zu verfolgen. Sie sahen das Böse in ihm. Aber Jims Aussehen und sein Denken und Fühlen standen in krassem Gegensatz zueinander. Er konnte in Wahrheit keiner Fliege etwas zuleide tun, auch wenn er wie ein Menschenfresser aussah…

Jim versetzte sich sofort an den von Hellmark bezeichneten Ort und versprach, umgehend Bescheid zu geben, wenn sich in der alten Station und im Spiegel der Kiuna Macgullyghosh etwas zeigen sollte.

Außer Pepe, dem schwarzgelockten Jungen aus den Urwäldern Yucatáns, hatten alle an der Besprechung teilgenommen. Pepe war eingeteilt, neue Informationen aus New York zu holen. Dort befanden sich in der obersten Etage eines Wolkenkratzers die Redaktionsräume und das Chefzimmer, indem Richard Patrick residierte.

Er war der Verleger des bekannten Magazins ›Amazing Tales‹, in dem übersinnliche und rätselhafte Phänomene aus allen Teilen der Welt behandelt wurden. Meistens waren die Berichte als ›erfundene‹ Geschichten aufgemacht, um bestimmte Zeitgenossen nicht vor den Kopf zu stoßen.

Patrick bemühte sich, seltsamen Vorgängen auf den Grund zu gehen. Er setzte für dieses Ziel große Geldmittel und einen nicht minder großen Mitarbeiterstab ein.

Hellmark hatte den anderen Marlos-Bewohnern kaum seine Vorstellungen unterbreitet, als mitten unter ihnen plötzlich wie ein

Geist aus dem Nichts Pepe auftauchte.

Wie alle, die lange genug auf Marlos weilten, verfügte er über jene wunderbare Gabe, sich von der Insel aus an jeden beliebigen Ort zu teleportieren. Die geheimnisvollen Kräfte, die diesem Eiland innewohnten, gingen nach einer bestimmten Zeit der Einwirkung auf die dort lebenden Menschen über.

»Entschuldigt, daß ich mitten in eure Party platze«, klang seine helle Stimme.

»Hoho«, brummte Rani Mahay, der Koloß von Bhutan, »habt ihr diesen Grünschnabel gehört? Wir sitzen hier und reden uns die Köpfe heiß – und er spricht von einer Party… Wahrscheinlich will er jetzt ein Lied mit uns trällern und Kokosmilch dazu trinken…«

»Weder das eine noch das andere ist möglich, fürchte ich.« Pepes Stimme klang ernst. Der Junge ging auf den Scherz des glatzköpfigen Inders nicht ein. »Ich komme gerade von Patrick. Das heißt – ich war in seinem Büro… Aber Mister Patrick war nicht zu sprechen. Er hat allerdings eine Nachricht hinterlassen. Ihr beide – « und bei diesen Worten sah er erst Björn und dann Rani an, »sollt sofort dorthin kommen. Ich glaube, es ist brandeilig…«

Mit diesen Worten reichte der Junge ein postkartengroßes, entfaltetes Papier an Björn weiter, auf dem sich nichts weiter befand als eine grobgezeichnete Skizze.

*

Als sie die Augen aufschlug, war ihr erster Gedanke, daß sie zu Hause in ihrem Bett lag und zu spät aufgewacht war.

Dann registrierte sie das unruhige, flackernde Licht.

Mit leisem Aufschrei fuhr sie empor.

Feuer?

Da merkte sie, daß riesige Fackeln an den Wänden hingen.

Das war nicht ihr Schlafzimmer!

Blitzartig kam die Erinnerung. Der Flug mit Owen über die grüne Hölle des Amazonas, ihr Versuch, noch vor dem Ausbruch des Unwetters die Missionsstation zu erreichen… Seit drei Wochen hielten sie sich im Dschungel auf. Sie konnte also gar nicht zu Hause sein.

Ihr fiel alles wieder ein, und sie starrte zur Decke.

Die riesige Fratze aus dem diffusen Licht über ihr schien langsam näherzukommen. Das Antlitz war so unheimlich, daß sie unter seinem Anblick erschauerte.

Der blakende Lichtschein der mannsgroßen Fackeln spielte auf dem künstlichen Gesicht, Licht- und Schattenreflexe spiegelten auf dem der Frau.

Dies war eine Höhle, groß und gewaltig wie ein Dom.

Ein geheimnisvoller Tempel, in dem sie sich versammelt hatten. Sie – das waren die Ungeheuer…

Claire Monescue erblickte in der unheilschwangeren Dämmerung echsenhafte Wesen. Einige trugen giftgrüne, wallende Gewänder.

Die Rauchschwaden reizten Augen und Kehle der zitternden Frau. Sie preßte die Lider zusammen und mußte husten.

Mit tränenden Augen versuchte Claire Monescue soviel wie möglich ihrer unheimlichen Umgebung zu erkennen.

Sie lag offensichtlich im Zentrum des Monster-Doms. Sie konnte sich erheben, ihren Platz auch verlassen. Keinerlei Fesseln hinderten sie daran. Doch sie war unfähig, dem Ort den Rücken zu kehren.

Neugier und Furcht übten gleichzeitig eine fast hypnotische Wirkung auf sie aus.

Erst jetzt wurde ihr bewußt, daß sie in einer tiefen Mulde lag, daß die Unheimlichen oberhalb hantierten und Feuer rings um den Muldenrand entzündeten.

Übelriechende Dämpfe stiegen aus dem sich entwickelnden Feuer.

Die Flammen bewirkten jedoch, daß sie ihre Umgebung besser wahrnehmen konnte.

So kam es, daß die riesenhafte, dämonische Fratze im roten Flammenschein noch unheimlicher wirkte, daß der Betrachterin klar wurde, daß sie aus einem mattschimmernden Metall bestand. In den Augenschlitzen aber glühte ein unheilvolles Licht, das ihr direkt zugewandt war.

Das weit aufgerissene Maul war groß wie ein Scheunentor, und Claire Monescue hatte das Gefühl, als solle sie von der herabsinkenden Maske verschlungen werden.

Unheimliche Geräusche drangen aus der Kehle der Maske. Es seufzte und stöhnte, qualvolle Schreie hallten Claire entgegen, als würden alle Opfer, die in diesen Schlund geworfen worden wahren zur gleichen Zeit ihr Leid in die Welt hinausbrüllen.

Die blutroten Dreiecke unter den Augen verliehen der Titanenmaske darüber hinaus noch einen satanischen Anstrich.

Die Mauer der Monster außerhalb des Kreises wurde dichter.

Claire Monescue sah jetzt viele, die die giftgrünen Gewänder trugen. Die so gekleidet waren, hoben sich nicht nur dadurch von den schuppigen, geschlechtslosen Wesen ab.

Auch ihr Äußeres war anders. Sie waren eher fischgesichtig, denn echsenhaft, und sie schienen hier eine besondere Stellung einzunehmen.

Alle diese Dinge nahm Claire Monescue voller Angst und Grauen in sich auf. Der Anblick der Unheimlichen wirkte sich körperlich auf sie aus. Im Innern war sie eiskalt, und sie spürte, wie ihr Herz schwer und unregelmäßig schlug, als wolle es im nächsten Moment seine Arbeit

einstellen. Die Atmosphäre des Wahnsinns und Grauens, die sie umgab, ließ sich kaum noch atmen. Jeder Atemzug wurde für sie zu einer maßlosen Anstrengung, daß sie meinte, ein Zentnergewicht würde auf ihre Brust drücken.

Sie stellte fest, daß sie sich nicht direkt im Mittelpunkt des Kreises befand. Sie lag etwa drei Meter von dem Altarblock entfernt, der sich jetzt wie durch Zauberei aus dem Boden schob. Das Ganze geschah mit ächzenden und knirschenden Geräuschen.

Zwischen den flackernden Feuern kam eine Gestalt auf sie zu.

Ein fischgesichtiges Monster mit grünem Umhang.

Unwillkürlich zog sich Claire Monescues Kopfhaut zusammen, als sich der Unheimliche ihr näherte.

Dies war ein Tempel. Hier wurde ein Ritual durchgeführt. Sie war als Opfer für den Götzen auserkoren, aus dessen aufgerissenem Maul über ihr der Geruch von Blut zu wehen schien.

»Wo… bin ich hier?« fragte sie heiser. In ihren Augen glühte ein seltsamer Schein. »Was… habt ihr mit mir vor?«

»Du bist hier in Dwylup«, erhielt sie von dem grüngewandeten Fischgesichtigen zur Antwort. »Wenn du tust, was wir von dir erwarten – wird dir kein Haar gekrümmt werden.«

»Dwylup?« echote sie, die ersten Worte des Unheimlichen aufgreifend. »Was ist Dwylup?«

»Unsere Stadt…«

»Ich habe… nie von einem solchen Ort gehört…«

»Dwylup liegt nicht in der Welt, aus der du kommst. Wir haben euch – herübergeholt…«

»Der Sturm…, der Wirbel, in den die Maschine geriet…« während sie sprach, mied sie, ihr Gegenüber anzusehen. Auch die Monster außerhalb des Kreises konnte sie nicht anschauen. Sie hatte den Blick zu Boden gerichtet. Dort flackerte der Widerschein der roten Flammen und spiegelte sich nebelhaft das riesige Götzengesicht.

»Wir haben das Unwetter ausgenutzt. Nicht zum erstenmal. Es gibt Momente, da berühren sich die Grenzen der Welten und fließen ineinander… seit langer Zeit suchen wir nach einem Ausweg aus, dem Dilemma. Die bekannten Tore sind geschlossen, wir aber müssen neue schaffen, um für die Opfer zu sorgen…«

»Welche Opfer?« fragte sie mit grauenerfüllter Stimme.

»Menschenopfer! Die Totenschädel draußen an den Hausfassaden sind die Trophäen für die vorgeschriebenen Rituale…«

»Ihr wollt auch mich töten?«

»Ursprünglich war dies beabsichtigt.«

»Ihr wollt mich also freilassen?« Hoffnung keimte plötzlich in ihrem Herzen.

»Unter einer Bedingung.«

»Wie lautet sie?« Die Linien um die Lippen der rotblonden Frau wurden noch schärfer. Claire Monescue war am meisten überrascht darüber, daß sie überhaupt noch in der Lage war, so gezielt zu antworten und zu fragen. Sie mobilisierte in einer äußerst fragwürdigen und tödlichen Situation Kräfte, von denen sie bisher keine Ahnung hatte.

»Wir schicken dich in die Welt zurück, aus der du gekommen bist«, antwortete der Priester der Monsterstadt. »Du wirst dort alles erzählen, was du hier gesehen und erlebt hast. Du wirst Verzweifelt und voller Ängste darüber sein, daß sich jederzeit dieser Vorgang wiederholen könnte. Das ist nur natürlich und wird Aufsehen erregen. Besonders eine Person, der wir unseren Zustand der Isolation so lange zu verdanken haben, wird sich für dich und das, was du zu berichten hast, interessieren. Der Mann heißt Björn Hellmark…«

»Wer ist das?«

»Unser Todfeind! Er war vor einiger Zeit hier und hat Molochos' Eigentum geschändet… Molochos Einfluß darf nicht untergehen. Dies würde den Untergang Dwylups bedeuten. – Und dem wirken wir mit allen Mitteln entgegen.«

»Wer ist Molochos?«

»Der Fürst der Dämonen, der Herr über Dwylup. Von diesem Ort aus bezieht er einen Großteil seiner Macht. Molochos schwebt über dir. Er kann dich verschlingen, wenn wir es ihm befehlen…«

Sie konnte nicht anders, als den Blick zu heben.

Sie starrte in die riesigen, rotglühenden Augen des Götzenantlitzes, dem hier offensichtlich die Funktion eines Lebenden zugeschrieben wurde.

Sie verstand von dem, was um sie herum vorging, kaum etwas. Sie hatte nur einen Wunsch: diesen unheimlichen Ort so schnell wie möglich zu verlassen, damit der Alptraum endlich sein Ende fand.

»Und was ist, wenn dieser Björn Hellmark sich für meine Geschichte interessiert? Vorausgesetzt, er kriegt sie überhaupt zu hören…«

»O doch, das wird er. Er hat seine Spione und Helfer überall. Alles, was es an Merkwürdigkeiten in deiner Welt gibt, wird ihm zugetragen. Du wirst dann überzeugend darstellen, daß du in deiner Welt nicht mehr sicher bist, daß du dir überhaupt keinen Ort mehr vorstellen kannst, wo du dich aufhalten könntest. Du fühlst dich ständig beobachtet und verfolgt – und denkst an Selbstmord…«

Jedes Wort, das das fischgesichtige Monster sprach, traf sie wie ein Hammerschlag.

Ihre Augen weiteten sich. Alles, was da von ihr verlangt wurde, hörte sich unsinnig an.

Wenn sie nicht schon den Verstand verloren hatte und Dinge zu

sehen und zu hören glaubte, die eigentlich nicht sein durften, dann stand sie nun davor, in den Wahnsinn abzugleiten.

»Das wird ihn überzeugen. Deine Geschichte ist nicht erlogen, sondern entspricht der Wahrheit. Du kannst also gar nichts falsch machen. Sogar die Stelle, an der der Tunnel nach Dwylup entstand, wird von dir gekennzeichnet. Du bist nur noch eine Marschstunde von der Missionsstation entfernt…«

Sie wußten alles von ihnen. Dieser unheimliche Monster-Priester schien die Fähigkeit zu haben, einen Blick in die andere Welt zu werfen. Oder – er hatte Owen Longfield ausgehorcht!

»Owen«, murmelte sie plötzlich, und die schrecklichen Bilder nach dem Absturz stiegen in ihrem Geist wieder auf. »Was ist… mit ihm… was habt ihr mit ihm gemacht?«

»Ich werde auf deinen Begleiter zu sprechen kommen, sobald ich mit dem fertig bin, was ich dir zu sagen habe… nur zurückkehren und Hellmark auf dich neugierig machen – genügt nicht. Du mußt ihn dazu bringen, daß er dich mitnimmt auf seine Insel. Dort bist du sicher vor uns. Marlos ist ein Bollwerk gegen unser Reich, ein Bollwerk, das doch mal fallen wird, wenn wir konsequent bleiben. Molochos muß erst wieder erstarken, wenn unsere Rolle wirklich bei der Entscheidung gebraucht wird. Dazu benötigen wir ein Auge des Schwarzen Manja… Hellmark besitzt deren mehrere. Aber wir brauchen nur eins. Im Antlitz der Maske Molochos' fehlt es. Es muß wieder eingesetzt werden – und du wirst uns dabei behilflich sein…«

Sie ahnte, daß gräßliche Dinge vorbereitet wurden, ohne sie vollends zu durchschauen oder begreifen zu können.

Eins aber wurde ihr klar. »Das heißt – ich muß noch mal zurückkehren, hierher nach Dwylup?«

»Ja. Wir erwarten dich – mit dem Auge.«

»Wie soll ich daran kommen?«

»Wenn man dir vertraut, wird es für dich nicht besonders schwierig sein, es in einem unbeobachteten Moment an dich zu nehmen. Du wirst nicht versagen…«

Sie schluchzte. »Was ist, wenn es mir nicht gelingt?«

Die Augen des Fischköpfigen glitzerten kalt. »Dann werden wir nachholen, was wir vorgesehen hatten. Molochos wird das Opfer dankbar annehmen. Und auch deinen Begleiter wird er nicht verschmähen…«

»Mein Begleiter? Owen? Aber – er ist doch… tot, ich habe doch gesehen, daß…«

»Was hast du gesehen?« wurde sie unterbrochen.

»Die anderen – sie haben ihn getötet. Ihr Anblick…« Sie fuhr selbst wieder zusammen, als sie den Blick hob und in die gespenstische Runde sah. Immer war ihr, als würde sie die nächste Minute nicht

mehr erleben. Es wurde ihr innerlich eiskalt, und eine Hand schien ihr Herz zusammenzupressen.

»Du hast geträumt…«

Sie schüttelte heftig den Kopf. »Nein«, sagte sie entschieden. »Ich habe es miterlebt… alles…«

»Dann laß' dich überzeugen…« Der Monster-Priester hob die Hand.

In die Reihen der anderen Gestalten, die außerhalb der Opfermulde verharrten, kam Bewegung. Eine Gasse tat sich auf.

Aus der Düsternis kam ein Mann.

Er blickte weder links noch rechts. Starr geradeaus waren seine Augen gerichtet.

»Owen« entfuhr es Claire Monescue.

Er kam die schräge Ebene herab, ging direkt auf sie zu und mied ganz offensichtlich den Anblick der Unheimlichen.

Die Frau glaubte, ihren Augen nicht trauen zu können.

War ein Teil der von ihr registrierten Eindrücke doch falsch gewesen?

Offensichtlich!

Owen lebte. Wie sie, so hatte auch er viele Schnittwunden an Händen und im Gesicht, das Haar war an der Stirn blutverkrustet. Er schien noch keine Gelegenheit gefunden zu haben, sich zu waschen. Wasser schien es in dieser furchtbaren Welt nicht zu geben.

»Owen«, konnte sie nur flüstern. Zu mehr war sie nicht fähig. Und dann kam es in dieser schrecklichen Umgebung zu einer Szene, die an jeden anderen Ort gepaßt hätte, nur nicht hierher.

Owen Longfield nahm Claire Monescue in die Arme und preßte sie an sich, als wolle er sie nie wieder loslassen.

»Verzeih!« flüsterte er bedrückt. »Ich bin an allem schuld. Ich hätte nicht weiterfliegen dürfen. Als ich merkte, daß das Unwetter uns erreichen würde, hätte ich sofort zur Landung ansetzen müssen… dies ist eine schreckliche Welt. Wir sollten die Chance nützen, die sie uns bieten – egal unter welchen Bedingungen…«

»Dann bist du also dafür?« wisperte sie, ihren Mund an seinem Ohr.

Er nickte andeutungsweise. »Welche Wahl haben wir.? Keine! Wenn wir von hier weg sind – allerdings eine Chance.«

»Du meinst, daß sie ihr Versprechen einlösen, wenn wir ihnen beschaffen, was sie suchen?«

»Ich denke schon. Es scheint ihnen etwas sehr Wichtiges zu sein. Sonst hätten sie uns wohl beide nicht verschont…«

Er unterbrach sich, als der Monster-Priester sie mit harter Hand auseinanderriß. Claire Monescue, die sich während des Gesprächs mit dem Ungeheuer aus Dwylup vom Boden erhoben hatte, stürzte erneut, war zu schwach auf den Beinen, um den Sturz zu verhindern.

»Denkt an euer Versprechen«, wurden sie mit harter, bestimmter Stimme ermahnt. »Wir schenken euch das Leben. Als Gegengabe fordern wir ein Auge des Schwarzen Manja. Und bedenkt: Versucht nicht, die aus Dwylup zu hintergehen. Es wird nicht gelingen – keinem von euch…« Bei diesen Worten faßte er besonders Claire Monescue fest ins Auge, als könne er lesen, was hinter ihrer Stirn vorging…

*

Der von außen eintreten wollte, zögerte.

Die Tür blieb in ihrer Stellung.

Der unbekannte Eindringling schien etwas bemerkt zu haben.

Myrex und Albert Faraux erkannten es beide zur gleichen Zeit.

Faraux' Schatten hatte sie verraten! Er lag genau auf dem Spalt.

Faraux handelte, als die Tür blitzschnell zurückgezogen wurde.

Er warf sich nach vorn und riß die Tür auf.

Im gleichen Augenblick wurde etwas in den Raum geworfen, und eine Gestalt rannte eiligst davon.

Myrex und Faraux schlossen einen Moment die Augen.

Myrex war stärker von dem, was da auf dem Boden vor ihnen lag, betroffen als Faraux. Es war ein silbern schimmerndes Kreuz, etwa handgroß.

Faraux beförderte es mit einem wilden Fluch und einem Fußtritt in die Zimmerecke.

Durch dieses christliche Abwehrzeichen verloren sie wertvolle Sekunden, die dem Fliehenden zugute kamen.

Ehe Myrex und Faraux sich wie Vampire aus dem ersten störenden Bann gelöst hatten, war der Unbekannte bereits über die Treppe nach unten gerannt.

Der Schwarze Priester und das in der Gestalt Faraux' befindliche Monster aus Dwylup setzten nach.

»Du hast die Tür offen gelassen«, stieß Faraux hervor. Zornesröte bedeckte sein Gesicht.

»Nachdem alle gegangen waren, rechnete ich nicht mehr damit, daß noch einer auf der Lauer liegen könnte«, murrte Myrex.

Unten knallte die Tür ins Schloß.

Faraux und sein Begleiter sahen gerade noch einen dunklen Schatten zwischen den Bäumen verschwinden, als sie aus dem Haus stürzten.

»Ihm nach! Er darf uns nicht entkommen! Er hat gelauscht und weiß etwas, was niemand wissen darf«, keuchte Faraux.

»Wenn ich ihn nur sehen könnte«, sagte Myrex. Er war in der Lage, einige magische Tricks einzusetzen. Doch die waren nur wirksam, wenn er das ›Objekt‹ vor sich hatte, wenn er es sah…

In der Finsternis zwischen den Bäumen, die den Pfad zum Ausgang flanierten, sprang ein Motor an.

»Er hat ein Fahrzeug dabei, verdammt! Er ist gut auf sein Unternehmen vorbereitet…«

Faraux blieb blitzartig stehen, als wäre er gegen eine unsichtbare Wand geprallt.

Er machte auf dem Absatz kehrt und rannte zum Haus zurück. Rechts daneben stand ein von Kletterrosen umrankter offener Schuppen, der mit einem roten Ziegeldach gedeckt war.

Ein Citroen – neuestes Modell, metallicgrün – stand darin.

Faraux hatte keine Autoschlüssel dabei. Doch das hielt nicht weiter auf. Myrex sprang ein.

Die Autotür öffnete sich wie von Geisterhand, und kaum daß Albert Faraux hinter dem Steuer saß, sprang der Motor an, ohne daß im Zündschloß der Schlüssel steckte.

Faraux gab Gas und riß den Wagen mit harter Hand herum. Die durchdrehenden Reifen schleuderten kleine Kiessteine in die Luft, die gegen die Hauswand schlugen und gegen die unteren Fenster, so daß es sich anhörte wie Hagelschlag.

Die beiden Männer saßen mit harten Gesichtern im Fond des Wagens.

Faraux beschleunigte rasch, erreichte das weit offenstehende Eisentor und preschte auf die menschenleere, nächtliche Straße.

»Das Tor habe ich nicht geöffnet«, bemerkte Myrex, kaum daß er die Lippen bewegte.

»Ein Unbekannter hat entweder dich oder mich die ganze Zeit über beobachtet. Er ging sehr gezielt und geschickt vor. Das bedeutet, daß er schon einige Zeit hinter mir oder dir her ist, Myrex. Ich hatte geglaubt, sicher zu sein. Einer von uns beiden muß einen Fehler gemacht haben…«

Mit quietschenden Reifen jagte der Citroen die Straße entlang.

»Da vorn ist er!«

Myrex und Faraux sahen gerade noch, wie ein dunkelroter deutscher Wagen rund zweihundert Meter entfernt um die Ecke verschwand.

»Wir kriegen ihn«, sagte Myrex rauh. »Er hat keine Chance.«

Der Flüchtling fuhr nicht Richtung Innenstadt, sondern nach Süden zur Grenze.

Er fuhr schnell und gewagt. Faraux stand ihm in nichts nach.

Der Unbekannte erreichte ungeschoren die Autobahn. Sein schneller Wagen holte für kurze Zeit sogar noch einen größeren Vorsprung heraus. Doch dann drehte Faraux auf.

Auf der leeren Autobahn kam es zu einer halsbrecherischen Verfolgungsjagd.

Myrex griff ein, als der dunkelrote Wagen in sein Blickfeld geriet.

»Vorsicht«, ermahnte Faraux, der erkannte, was sein Begleiter im Schild führte. »Steig’ nicht zu hart ein! Ich möchte ihn lebend in die Finger bekommen. Vorerst jedenfalls. Ich kann mir nicht vorstellen, daß einer allein dahintersteckt…«

»Ich werde mir Mühe geben. Ob es gelingt, steht auf einem anderen Blatt…« Myrex’ Augen verengten sich. Er konzentrierte sich auf das Rückfenster des vor ihnen fahrenden Wagens…

*

Der Mann hieß Jürgen Dempowsky, war Deutscher und arbeitete als Korrespondent für Richard Patricks ›Amazing Tales ‹.

Kalter Schweiß stand auf dem totenbleichen Gesicht des Fahrers. Kalkweiß traten auch die Knöchel der wie am Lenkrad angewachsenen Hände hervor.

Dempowskys Augen glänzten wie im Fieber. Sie befanden sich in ständiger Bewegung. Er sah, wie die Scheinwerfer des ihn verfolgenden Wagens langsam aber stetig näher kamen.

Dempowsky biß die Zähne zusammen.

Er hatte riskant gespielt und lief nun Gefahr, zu verlieren. Er war einen Schritt zu weit gegangen.

Seit Wochen klebte er wie ein Schatten an dem großen, hageren Mann, der eine Vorliebe für dunkle Kleidung hatte.

Dempowsky war anfangs der Meinung, daß er durch Zufall vielleicht einem jener legendären ›Männer in Schwarz‹ – Men in Black – auf die Spur gekommen ist. Der Tageslauf jenes Mannes war sehr verdächtig und unregelmäßig. Dempowsky, damit vertraut, seltsame Menschen unter die Lupe zu nehmen, merkte sehr schnell, daß sein Gespür völlig richtig gewesen war. Er hatte zwar keinen der >Men in Blacks dafür einen, der nicht minder gefährlich und eigennützig war, einen sogenannten Schwarzen Priester, eine jener Gestalten, die in der fernen Vergangenheit, auf der sagenumwobenen Insel Xantilon den Untergang einer ganzen Zivilisation herbeiführten.

Durch Richard Patrick war ihm die besondere Konstellation der Schwarzen Priester zu den Geschicken der Welt und ihre Verbindung zur Dämonengöttin Rha-Ta-N’my bekannt.

Der hagere Mann, der in den letzten vierzehn Tagen mehrere Male die Villa Albert Faraux’ wie ein lauerndes Tier umstrich, ohne von dem Hausinhaber wahrgenommen zu werden, schien sich sehr aufmerksam für dessen Anwesen und Person zu interessieren.

Der Hagere aber war alles andere als ein Dieb, der sein Terrain erkundete. Ihm kam es darauf an, Faraux unter die Lupe zu nehmen. Dabei wurde auch Dempowsky auf Faraux aufmerksam.

Er konnte sich anfangs keinen Reim darauf machen, welcher Art das Interesse des Hageren, der sich mit zivilem Namen Andi Volper nannte, an Faraux war.

Dann kam ihm ein Verdacht.

Dempowsky wachte mitten in der Nacht auf, und in seinem Hirn stand ein Gedanke fix und fertig da, der ihn plötzlich die Zusammenhänge erkennen ließ.

Wenn das stimmte, dann ging etwas Großes vor, dann wurde im Verborgenen ein Schlag vorbereitet – von Schwarzen Priestern und den Monstern aus Dwylup, von denen Patrick gesprochen hatte. Alle Mitarbeiter waren gehalten, in ihrem Bereich vorkommende Verdächtigungen aufmerksam zu notieren und zu analysieren.

Dempowsky, bekannt für unkonventionelle Gedanken, knüpfte Fäden. Der hagere ›Volper‹ und ›Albert Faraux‹ gehörten irgendwie zusammen. Der eine wußte vom anderen nichts.

Noch ehe es zu jener denkwürdigen Begegnung heute nacht kam, waren Dempowskys Überlegungen schon soweit gediehen, daß er glaubte, die wahren Hintergründe durchschaut zu haben.

Das Gespräch zwischen Faraux und Volper schuf endgültige, letzte Klarheit.

Dempowsky schalt sich im stillen einen Narren, daß er in seiner Siegesfreude, seinem Triumph noch den Versuch unternahm, heimlich einen Blick in das Zimmer zu werfen, in dem es zum Zusammentreffen zwischen Faraux und Volper kam. Das mußte schiefgehen…

Und nun waren sie hinter ihm her.

Er wußte, daß sein Leben an einem seidenen Faden hing.

Was war das?

Dempowskys geschärften Sinnen entging nichts.

Das leise Knistern mischte sich unter das Geräusch des gleichmäßig laufenden Motors.

Jetzt ein Motorschaden – das hätte gerade noch gefehlt.

Das Knistern kam von hinten.

Dempowsky hielt den Atem an und warf einen Blick in den Rückspiegel.

Die Scheibe! Sie zeigte zahllose winzige Risse, die sich rasch ausdehnten.

Dann erfolgte ein Knall, als ob eine Pistolenkugel abgefeuert würde.

Das Rückfenster zeigte ein Loch, und das Glas zersprang in zahllose winzige Splitter.

Dempowsky war erschrocken und nahm instinktiv den Fuß vom Gaspedal.

Da erfolgte der zweite Anschlag.

Es knackte, dann schepperte es metallisch. Im gleichen Augenblick

spielte der Auspuff verrückt. Er knatterte, und eine dicke Rauchwolke wehte wie eine Fahne hinter ihm her.

Das Auspuffrohr flog wie ein Geschoß über die Fahrbahn, Funken stoben.

Geisterspuk!

Das ihn verfolgende Fahrzeug kam rasch näher. Der Angriff erfolgte von dort aus, daran gab es für den Reporter Patricks keinen Zweifel mehr.

Der Citroen holte auf.

Dempowsky zerdrückte einen Fluch zwischen den Zähnen und stieg wieder voll auf das Gaspedal, als er es erneut zurücknehmen mußte.

Der Wagen begann zu schlingern.

Das Zischen zeigte an, daß er in mehreren Reifen gleichzeitig Luft verlor.

»Verdammte Teufelsbrut!«

Er steuerte dagegen und mußte langsamer werden. Der Wagen hoppelte, als würde er über Schlaglöcher fahren.

Der Citroen war höchstens noch zwei- bis dreihundert Meter von ihm entfernt.

Dempowsky durfte seinen Verfolgern nicht in die Hände fallen!

Es war ausgeschlossen, mit dem Wagen die Flucht fortzusetzen. Dempowsky zog ihn auf die linke Straßenseite, trat auf die Bremse und fuhr so dicht an die Leitplanke heran, daß er gerade noch die Tür aufstoßen und sich nach draußen werfen konnte. Er ließ sich förmlich über die Planke fallen und rannte über die Gegenfahrbahn. Auf der anderen Seite war ein kleiner Wald. Dort konnte er vielleicht Unterschlupf finden.

Dempowsky rannte über die nächtliche Autobahn.

Der Citroen kam mit quietschenden Reifen zum Stehen. Die beiden Verfolger stürzten auf die Fahrbahn, überwanden die Mittellinie und jagten hinter ihm her.

Dempowsky keuchte. Er erreichte die andere Straßenseite und schaffte es nicht mehr, in den Wald zu laufen.

Er stolperte und fiel über seine eigenen Füße.

Dann wurde er schon von harter Hand gepackt und in die Höhe gerissen.

Faraux stand ihm gegenüber. Es war erstaunlich, über welche Kraft dieser ›Büromensch‹ verfügte. Aber Dempowsky wußte nur zu gut, daß sich hinter der Maske des Mannes, der ihm gegenüberstand, eine ganz andere Gestalt verbarg.

»Was wollen Sie von mir?« stieß Dempowsky aufgebracht hervor. Er wurde kraftvoll in die Dunkelheit gestoßen und gegen einen Baumstamm gedrückt. Faraux’ Rechte hielt ihn am Kragen gepackt, so

daß Dempowsky unter Luftmangel litt.

»Die ganze… Zeit verfolgt… ihr mich schon… laßt mich endlich in Ruhe…« stammelte er.

»Den Gefallen werden wir dir gern tun.« Faraux' Stimme klang eisig.

»Aber erst bist du uns eine Erklärung schuldig. Warum bist du ins Haus geschlichen?«

»Ins Haus?« Dempowsky tat überrascht. Er spielte hervorragend seine Rolle. »Ich weiß nicht, wovon Sie sprechen…«

»Dann muß ich dein Gedächtnis auffrischen. Du hast uns belauscht. Das ist nicht gut…«

»Das ist ein Irrtum!« japste Dempowsky nach Luft. Steif stand er mit dem Rücken gegen den Baumstamm. Beide Hände hingen reglos an seiner Seite herab. Vorsichtig bewegten sich die Finger seiner Rechten in die Hosentasche. Dort steckte ein aufklappbares Schweizer Offiziermesser, das er stets bei sich trug.

»Wer hat dich geschickt? Keine Ausflüchte, keine langen erfundenen Geschichten… Red' – oder deine letzte Stunde hat geschlagen! Ich warte keine Minute länger…«

Zeit gewinnen! Vielleicht kann ich ihnen doch entrinnen, hämmerte es in Jürgen Dempowsky. Schon berührte er mit Mittel- und Zeigefinger das Taschenmesser. Der andere merkte nichts davon, wie er es langsam herauszog.

»Sie haben sich getäuscht…, den Falschen verfolgt, wenn es so ist, wie Sie sagen… ich war unterwegs, als Sie plötzlich hinter mir auftauchten. Und dann hatte ich einen Unfall… betrachten Sie sich meinen Wagen… Ohne Auspuff und Rückscheibe kann man noch fahren, aber mit vier luftleeren Reifen wohl nicht mehr.«

»Ein komischer Unfall, nicht wahr? Weit und breit kein Auto, aber Sie haben einen Unfall. Haben Sie keine Erklärung dafür?«

»Nein«, Dempowsky gab sich naiv. Vielleicht konnte er damit seinen Gegenüber verunsichern, ihn doch zu dem Glauben verleiten, daß er den Falschen erwischt hatte.

Seine Rechnung ging nicht auf.

Albert Faraux war sich seiner Sache sicher.

»Ich habe dich gewarnt. Wir werden auch ohne dich weiterkommen und erfahren, was wir wissen wollen… Myrex, sieh' dich in seinem Fahrzeug um. Den Rest erledige ich…«

Der hagere Schwarze Priester machte kehrt und lief wortlos den Weg zurück.

Albert Faraux verstärkte seinen Zugriff.

Jetzt lagen plötzlich seine beiden Hände um Dempowskys Hals.

Die Finger veränderten sich zuerst.

Sie wurden blaugrau und schuppig.

Dann erfaßte die Verwandlung, der er sich unterziehen konnte, seinen ganzen Körper.

Dempowskys Augen wurden groß wie Untertassen.

Aus Albert Faraux wurde ein Monster aus Dwylup!

Also doch! Sein Verdacht war begründet…

Doch diese direkte Begegnung hatte er sich nicht gewünscht. Er wußte, welche Folgen sie haben konnte.

Und er spürte sie bereits.

Innerlich wurde ihm eiskalt. Es schien, als würde etwas zerbrechen.

Die Hand des Todes griff nach ihm!

Jürgen Dempowsky handelte in dieser Sekunde, da der Tod ihn erreichte, noch mal ganz mechanisch. Seine Linke riß das Messer hervor. Ein leichter Druck, die Klinge sprang auf – und dann rammte er sie einmal, zweimal in den Leib seines Feindes.

Faraux, der nur ein Monster war, quittierte die letzten Abwehrbewegungen in Dempowskys Leben mit leisem Kichern.

Die Klinge bohrte sich in seinen Leib. Ein leises, hohles Rascheln war alles, was zu hören war. Hinter der schuppigen Hülle schien es überhaupt keinen Widerstand zu geben.

Auf Jürgen Dempowskys Lippen formte sich noch der Schrei, aber es gelang nicht mehr, ihn auszustoßen.

Alles in dem Mann zerfiel. Seine fleischige Kehle, seine Zunge, seine Lippen wurden zu Staub. Mehlfein rieselte er an seinem Körper herab.

Eine unbeschreibliche Angst zerstörte seinen Organismus, Angst, die die Erscheinung des Monsters aus Dwylup ausgelöst hatte.

Fleisch und Blut wurde zu einem hellbeigen Staub, übrig blieb ein fahles, gegen den Baum gelehntes Skelett.

Das Messer war den knochigen Fingern entfallen und steckte im weichen Boden.

Langsam sackte das Skelett in sich zusammen.

Doch Albert Faraux ließ es nicht zu Boden fallen.

Er packte es, warf es sich über die Schultern und überquerte damit die Straße. Er verstaute das Knochengerüst Jürgen Dempowskys kurzerhand im Kofferraum seines Wagens.

*

Alles andere war eine Sache von Minuten. Myrex durchsuchte Dempowskys Wagen und nahm eine Aktentasche und einen Notizblock an sich, der im Handschuhfach lag. Dort fand er außerdem ein kleines handliches Tonbandgerät, auf das der Reporter einige Berichte gesprochen hatte.

Dann stieg der Schwarze Priester zu Faraux ins Auto, der seine menschliche Gestalt wieder angenommen hatte.

»Wir können losfahren«, sagte Myrex nur.

Er faßte das Fahrzeug des Toten ins Auge, während Albert Faraux auf der Autobahn wendete und verkehrswidrig den gleichen Weg zurückfuhr, den sie gekommen waren.

Dempowskys Wagen begann unter Myrex' Blick unheimlich zu glühen, als ob er unter unvorstellbaren Temperaturen sich plötzlich erhitzen würde.

Das unheimliche Schauspiel währte nicht länger als zehn Sekunden.

Dann war das Auto spurlos verschwunden.

Auf der Überholspur fuhr Faraux entgegengesetzt zurück.

Auf dem Weg nach Bern begegneten ihm zwei Autos. Die Fahrer wurden kreidebleich, als sie plötzlich den mit hoher Geschwindigkeit heranrasenden Citroen mit auf geblendeten Scheinwerfern gegen die Verkehrsrichtung kommen sahen. Bei der Autobahnpolizei gingen kurz hintereinander zwei Anrufe ein, die diese Beobachtung mitteilten.

Gleich darauf fuhr ein Streifenwagen die Strecke ab, und über den Verkehrsfunk wurde den Verkehrsteilnehmern auf dieser Autobahn erhöhte Aufmerksamkeit und Fahren auf der äußersten rechten Seite angeraten, um eine Kollision mit dem Geisterfahrer zu vermeiden.

Zehn Minuten später kam über den Rundfunk auch wieder die Entwarnung.

»Die Polizei hat die fragliche Strecke abgefahren und keinen Geisterfahrer entdeckt…«

*

Als Björn Hellmark die mit Tusche gezeichnete Skizze in der Hand hielt, wußte er sofort, daß seinem Freund Richard etwas zugestoßen war.

Pepe berichtete, daß nach seiner Ankunft in New York und seiner Bitte, mit Mister Patrick sprechen zu dürfen, die Sekretärin des Verlegers darauf hinwies, daß er nicht da wäre. Er hätte für den Fall, daß Pepe kommen sollte, eine Skizze bereitgelegt, um sie ihm zu übergeben.

»Mehr wußte sie nicht zu sagen?« erkundigte sich Hellmark.

»Nein«, erwiderte der Junge.

Jemand, der oft in der Welt herumkam und den Globus wie seine eigene Hosentasche kannte, wußte sofort, was die Skizze zeigte.

Patrick hatte in stark verkleinertem, aber gerechtem Maßstab die grüne Hölle des Amazonas und den Fluß gezeichnet.

Unweit des Dorfes Maleko gab es eine Missionsstation, die sich der

Krankenhilfe und Seelsorge der Eingeborenen verschrieben hatte. Ordensschwestern und Ordensbrüder unterhielten dort ein sehr modern eingerichtetes Krankenhaus, das durch Spenden errichtet worden war. Hier hatte Patrick ein erstes Kreuz eingezeichnet.

In einer geraden Linie weiter westlich, mitten im Busch und maßstabgerecht rund zwanzig Meilen von der Station entfernt, hatte Patrick durch ein zweites, rot eingezeichnetes Kreuz einen Punkt markiert.

Auf dem Zettel gab es keine weiteren Hinweise. Aber diese Bildsprache reichte Hellmark.

Wenn Patrick nicht zu Hause und nicht in seinem Büro war, hielt er sich in dieser Stunde mitten im Amazonasdschungel auf.

»Aber was hat ihn dazu veranlaßt, dorthin zu reisen?« grübelte Björn. Er sah die Freunde an, und sein Blick verweilte etwas länger auf der schwarzhaarigen, rassigen Frau, Carminia Brado, die sein Leben auf dieser Insel mit ihm teilte. Er lächelte versonnen. Sie war die Frau, die er liebte, die bereits in einem ersten Leben von ihm genommen worden war. Wie er – lebte auch sie schon einmal… Als Loana. Sie war damals die schöne und sanfte Tochter des legendären Hestus, jenes Herrschers, der die Rätsel und Geheimnisse um die todbringenden Dämonen zu lösen hoffte. In seinem Garten schuf er die Voraussetzungen dafür und fing die Gesichter der Dämonen ein, damit jeder sehen konnte, wie sie aussahen. Eine Gefahr, die man kennt, läßt sich leichter bekämpfen. Leider ging diese Gleichung in seinem Fall nicht auf. Hestus verlor seine Tochter und sein Reich. Das einzige, was erhalten blieb, war sein geheimnisvoller Garten, der für Hellmark und Carminia schließlich zu einem Schlüssel wurde. Im Garten des Hestus fanden sie den Geisterspiegel, mit dem es seine besondere Bewandtnis hatte. Dieser Spiegel war wie ein Teich, lag mitten in einem kleinen Hain und war von Björn und seinen Freunden Stück für Stück demontiert und auf Marlos wieder zusammengesetzt worden.

Mit den Millionen von Segmenten, aus denen dieses Gebilde – ›Geistspiegel‹ genannt – bestand, war es möglich, jeden Punkt auf der Erde anzusteuern, der irgendwann mal von Rha-Ta-N'mys Schergen aufgesucht wurde oder gar als ›Stützpunkt‹ eingerichtet worden war.

»Rich tut nichts ohne Grund«, entgegnete die Brasilianerin. Als Carminia Brado war Loana in Rio de Janeiro wiedergeboren worden. Fast zwanzigtausend Jahre nach ihrem ersten Tod… Und der Zufall hatte es so gewollt, daß sich die Wege der beiden Liebenden noch mal in einem neuen Leben kreuzten. Und wieder waren es die Mächte der Finsternis, die zwischen ihnen standen und dafür sorgten, daß sie mehr getrennt waren als zusammen sein konnten.

Für sie, die Patrick kannten, war klar, daß er einer interessanten Spur nachgegangen war, aber im voraus nicht wußte, ob es sich

lohnte, darüber ein Wort zu verlieren. Richard Patrick wußte, daß in regelmäßigen Abständen ›Besuch‹ von Marlos kam. Durch seine Aktivitäten auf dem Gebiet der Parapsychologie war er ständig über Neuigkeiten informiert, die von überall her aus der ganzen Welt kamen. Zwischen Patrick und Hellmark gab es ein unbeschriebenes Gesetz. Jede Neuigkeit sollte so schnell wie möglich seinem Freund Hellmark zur Kenntnis gelangen, weil sie ihn in seinem Kampf gegen die Mächte des Bösen unterstützen konnte.

»Aber diesmal hat er gekniffen«, murmelte Björn. »Entweder er war sich seiner Sache nicht ganz sicher und hat sich deshalb persönlich auf den Weg gemacht – oder er fand keine Gelegenheit mehr, uns rechtzeitig eine entsprechende Nachricht zukommen zu lassen. Der Zettel gibt mir zu denken. Zumindest wissen wir, wo Rich sich vermutlich aufhält. Also sehen wir gleich dort nach… Rani, du kommst mit… der Sache gehen wir auf den Grund. Ich habe kein gutes Gefühl…«

»Das, alter Haudegen«, sagte Rani, »geht mir ebenso. Wenn du deine liebevolle Einladung nicht ausgesprochen hättest, wäre ich dennoch mitgekommen.«

Björn seufzte. »Selbst Leute, die man nicht unbedingt immer dabei haben will, muß man mitschleppen. Dann sehen wir uns mal um…«

Arson wollte mitkommen. Doch das Los hatte ihn für die zweite Wache in der alten Schweizer Poststation bestimmt.

Das war in drei Stunden soweit.

»Wahrscheinlich sind wir bis dahin schon längst wieder zurück«, meinte Björn.

»Hoffentlich mit guten Nachrichten«, warf Carminia ein.

Viele Vorbereitungen waren nicht zu treffen. Björn nahm lediglich das Schwert des Toten Gottes aus der Geister-Höhle mit. Auch Rani Mahay bewaffnete sich mit einem riesigen Messer.

»Wenn man in den Urwald geht, sollte man mindestens ein Buschmesser mitnehmen«, konstatierte er. »Wenn es schon keine Dämonen dort gibt, denen ich die Köpfe absäbeln kann, werde ich meinem Herrn und Meister wenigstens das Dickicht kurz und klein schlagen, damit er schneller vorwärts kommt.«

Mit diesen Worten steckte er das Messer, das die Abmessungen eines Krummschwertes hatte, in seinen Gürtel.

Zehn Minuten später waren beide verschwunden. Fauchend schlug die Luft an der Stelle zusammen, an der sie eben noch gestanden hatten.

Björn und Rani teleportierten in den Dschungel des Amazonas, zur ersten von Patrick markierten Stelle, zur Missionsstation in der Nähe des Dorfes Maleko…

*

Die Ordensschwester fuhr mit leisem Aufschrei zusammen, als sie plötzlich die beiden Männer mitten im Hof der Station stehen sah.

Wie kamen die beiden hierher? Das Tor war doch verschlossen?

Sie sprang auf, wischte durch ihre überhasteten Bewegungen unabsichtlich einige Papiere von ihrem Schreibtisch und warf einen letzten Blick durch das offenstehende Fenster in den Hof, um sich zu vergewissern, daß sie auch keiner Fata Morgana zum Opfer fiel.

Nein, die beiden Freunde waren wirklich da.

Sie lief ihnen entgegen.

»Aber meine Herren!« rief sie schon von der Tür her, noch gut dreißig Schritte von dem kahlköpfigen Inder und dem blonden, braungebrannten Mann entfernt, der sie mit spitzbübischem Lächeln musterte. »Wie kommen denn Sie hierher?«

»Durch das Tor!« antwortete Mahay fröhlich. »Haben Sie uns denn nicht gesehen?«

»Eben nicht«, erwiderte die Schwester. Verwirrt warf sie einen Blick Richtung Tor. »Aber… es ist doch verschlossen!«

»Es ist jetzt wieder verschlossen. Wir haben den Riegel vorgelegt…«

Die Schwester blickte den antwortenden Inder an, ihre Verwirrung wurde noch größer.

»Ich verstehe das nicht… Um diese Zeit steht das Tor nie offen«, murmelte sie.

Björn Hellmark trat auf sie zu. »Ich heiße Björn Hellmark. Wir sind gekommen, um einen gemeinsamen Bekannten von uns zu treffen…« Er war darauf aus, die Schwester zu überrumpeln, daß sie nicht weiter über den merkwürdigen Umstand nachdachte. Er deutete nach vorn, wo Eingeborene damit beschäftigt waren, an einem zurückversetzten Seitenflügel ein beschädigtes Dach in Ordnung zu bringen. Es wurde schon dämmerig, aber sie beendeten ihre Arbeit noch nicht.

»Pech gehabt mit dem Wetter?« fügte Björn seinen vorangegangenen Worten noch diese Frage hinzu.

Die Schwester nickte. »Vor drei Tagen hatten wir ein scheußliches Unwetter. In der Station wurden mehrere Dächer abgedeckt und Bäume entwurzelt. – Welchen Bekannten wollten Sie treffen?«

»Mister Patrick, Richard Patrick…«

»Ja, der war hier. Zum Zeitpunkt des Sturms, Senor.«

»Und wo ist er jetzt?«

»Unmittelbar danach ist er aufgebrochen.«

»War er allein?«

»Nein. Ein Mann begleitete ihn.«

»Ist Ihnen sein Name bekannt, Schwester?«

»Leider nein.«

»Wie sah der Mann aus?«

Björn hoffte aufgrund einer Beschreibung denjenigen zu kennen.

»Groß, dunkel, gepflegte Erscheinung. Mister Patrick nannte ihn Peer…«

Björn zuckte die Achseln. Er kannte keinen Peer…

Patrick schien – wenn er das zugrunde legte, was er durch Schwester Helena erfuhr – die Reise zur Missionsstation sehr spontan angetreten zu haben. Ebenso sein Aufbruch. Das deckte sich mit seinem Verhalten in New York. Sein plötzlicher, Aufbruch von dort, sein Flug nach Brasilien und seine Anwesenheit hier kündeten davon, daß er an etwas Bestimmtem großes Interesse gezeigt hatte.

Richard Patrick war mit einem zweisitzigen Sportflugzeug gelandet.

»Hat er selbst die Maschine gesteuert?«

»Ja.«

»Hat er mit Ihnen oder sonst jemand sehr ausführlich über ein bestimmtes Thema gesprochen?« wollte Hellmark wissen.

»Diesen Eindruck hatte ich, Senor. Sein Hauptgesprächspartner in der Zeit, die er hier verbrachte, war Pater Frio…«

»Dann möchte ich ihn sprechen, Schwester, wenn es möglich ist…«

»Bitte, kommen Sie mit.« Sie warf einen raschen Blick auf die Uhr. »In einer halben Stunde beginnt der Gottesdienst. Ich nehme aber an, daß Pater Frio sich noch die Zeit für Ihre Anliegen nehmen kann.«

Sie überquerten den Hof. Aus dem Dach des Hauses, in dem das Büro untergebracht war, ragte eine hohe Funkantenne.

Die Krankenstation verfügte über ein eigenes kleines Flugfeld. Die Rasenfläche, die für Start und Landung zur Verfügung stand, befand sich in gutem Zustand.

»Na, wenn ich das gewußt hätte«, flachste der Inder, »dann wäre ich mit meiner Maschine gekommen…«

»Womit sind Sie überhaupt gereist?« mußte er sich die Frage gefallen lassen. Schwester Helena, mit den glutvollen Augen der spanischen Senoritas, blickte ihn interessiert an.

»Erst mit dem Flugzeug, dann mit dem Jeep…, zum Schluß sind wir gelaufen«, erklärte Mahay ohne mit der Wimper zu zucken. »Nicht weit von hier entfernt haben wir unser Lager aufgeschlagen. Das ist der Grund, weshalb wir uns Ihnen in unserer Freizeitkleidung präsentieren…«

Er sagte es mit todernster Miene und so überzeugend, daß der Schwester nichts anderes übrig blieb, als ihm zu glauben.

In einem rundum offenen Schuppen standen drei Fahrzeuge, zwei Jeeps und ein klappriger Kastenwagen, auf den mit ungelenker Hand ein rotes Kreuz gemalt worden war. Offenbar diente dieser kleine Lkw

dazu, Kranke zu transportieren.

Hellmark und Mahay wurden von Helena aufgefordert, in einem kleinen Raum zu warten, während sie Pater Frio informierte.

Der Pater war ein alter Mann mit weißem, wallendem Bart.

Die beiden Freunde schätzten den Bartträger auf mindestens siebzig. Doch seine Augen blickten jugendlich und seine Bewegungen schienen nichts von ihrer ehemaligen Elastizität verloren zu haben.

Frio war ein zugänglicher Mann, der ihnen bereitwillig Auskunft gab.

»Mister Patrick erkundigte sich nach dem Wetter. Er wollte genaue Auskunft haben über unsere Wahrnehmungen. Und die haben wir ihm mitgeteilt.«

»Was für Wahrnehmungen waren das, Pater?«

»Die eindeutige Verstärkung der Gewitter und Stürme und das Auftreten von Wettersituationen, wie wir sie in den letzten Jahren noch nie erlebt hatten. In unserer Atmosphäre scheint sich etwas zu verändern…« Er nickte nachdrücklich. »Kein Wunder, wenn man bedenkt, was die Menschen alles mit der Mutter Erde anstellen. Sie tun so, als hätten sie unzählige zur Verfügung. Dabei gibt es nur diese eine, die ihnen Lebensraum bietet.«

»Was sind das für Naturerscheinungen, die sich von den herkömmlichen, bekannten unterscheiden?«

»Man kann sie mit bloßem Auge sehen. Im Himmel entstehen gewaltige Löcher, die eine enorme Saugkraft entwickeln. Ich habe mit eigenen Augen gesehen, wie sie hochgewirbelt und hineingezogen wurden. In diesem Gebiet, unweit der Station, sind in den letzten zwei Monaten zwei Sportflugzeuge verschwunden und insgesamt zehn Menschen. Spurlos! Und dieser Sache wollte Senor Patrick nachgehen…«

»Wann ist er mit dem Flugzeug wieder abgeflogen?«

»Das Unwetter war noch nicht ganz zu Ende. Er wollte jenen Punkt anfliegen, an dem drei Tage vorher eine Maschine, die sich auf dem Weg zur Missionsstation befand, verlorenging. Obwohl Suchmannschaften nach dem Unwetter sofort die Gegend überflogen, von der aus sich Owen Longfield, der Pilot, zuletzt gemeldet hatte, konnte nichts gefunden werden.«

»Der Dschungel des Amazonas ist wie ein riesiger Rachen«, sinnierte Rani Mahay. »Was er mal verschlungen hat, gibt er nicht mehr frei…«

»Mhm, richtig. Das mag in manchen Fällen zutreffen – doch nicht in allen. Longfield war noch eine knappe halbe Flugstunde von der Missionsstation entfernt. Er müßte theoretisch dem Wetter vorausgeeilt sein. Die letzte Positionsangabe des Piloten ließ darauf schließen, daß er es schaffte. Aber Longfield und seine Begleiterin sind

nicht angekommen. Die Meldung, die wir nach der ergebnislosen Suche schließlich weitergaben, war Senor Patrick bekannt. So gesehen sollte man nun auch diese Maschine – mit Longfield und Senorita Monescue an Bord – als überfällig betrachten. Ein Opfer jener rätselhaften Wirbel? Wer weiß…«

»Kennen Sie noch die Position, die der Pilot Longfield für seine Maschine angab?«

»Aber selbstverständlich. Die habe ich noch im Kopf. Schließlich habe ich selbst mit ihm gesprochen. Wenn Sie etwas damit anfangen können?« fragte der Pater zweifelnd.

»Ich denke schon. Ich bin selbst Inhaber eines Pilotenscheins.«

»Ja, dann…« Pater Frio nannte Ziffern und Zahlen.

Hellmark studierte die Skizze, die Patrick kommentarlos in seinem Büro in New York zurückgelassen hatte.

»Es stimmt«, sagte er nachdenklich. »Patrick hat Himmelsrichtung und Entfernung von der Missionsstation angegeben. Er kam erst hierher, und dann flog er die Position an, die Longfield zuletzt innehatte. Er hinterließ uns diese Nachricht für den Fall, daß etwas schiefgehen würde. Wäre alles gutgegangen, hätte er sich von irgendwoher in der Zwischenzeit telefonisch in seinem Büro gemeldet. – Vielen Dank, Pater! Ihre Ausführungen haben uns sehr geholfen… Auf Wiedersehen!«

»Auf Wiedersehen? Senor – was haben Sie vor? Wollen Sie denn jetzt noch aufbrechen? Es wird Nacht und…«

»Wir haben unser Lager in der Nähe.«

Frio wiegte bedenklich den Kopf und kraulte dann seinen gepflegten weißen Bart. »Ich würde Ihnen empfehlen, diese Nacht am besten nicht im Zelt zu verbringen, Senor…«

»Und weshalb nicht, Pater?«

»Werfen Sie mal einen Blick zum Himmel, nach Westen zu… wir arbeiten nicht umsonst mit Hochdruck daran, das Dach des Nebengebäudes wieder dicht zu kriegen, ehe es losgeht. Der Himmel ist schwärzlich-gelb…, eine komische Farbe, finden Sie nicht auch? Um diese Jahreszeit kommt es zwar zu vielen heftigen Gewittern, aber da braut sich eine Suppe zusammen. Mir ist unbehaglich, wenn ich das sehe. Die Färbung am Horizont erinnert mich in frappierender Weise an die vor drei Tagen. Da hat’s auch so angefangen. Weniger stark war’s dann an dem Tag, als Senor Patrick hier weilte. Bleiben Sie für die nächsten Stunden in der Station, Senores… Es wäre traurig, wenn ich auch Ihr Verschwinden mitteilen müßte… mit dem Unwetter werden auch die seltsamen Wirbel wieder auftreten, mehr oder weniger stark. Im schlimmsten Fall ist einer darunter, der gerade Ihr Zelt ansaugt und verschwinden läßt… seien Sie nicht leichtsinnig! Hier in der Missionsstation sind Sie einigermaßen sicher. Wenn es

ganz schlimm kommt, kann es natürlich passieren, daß auch wir etwas abkriegen. Aber da muß es schon außergewöhnlich wild kommen. Ein Haus aus Stein hat den Gewalten schon einiges entgegenzusetzen… Von hier aus haben Sie vielleicht sogar die Chance, einen solchen Wirbel zu beobachten…«

Björn und Rani wechselten einen raschen Blick.

»In Ordnung, Pater, wir bleiben«, sagte Hellmark kurzentschlossen. »Vielen Dank für das Angebot. Vielleicht ist es wirklich besser, die Nacht hier zu verbringen…«

Seine letzten Worte waren noch nicht verklungen, da war das Donnergrollen aus der Ferne schon zu hören. Wind kam plötzlich auf, und die ersten Regentropfen klatschten auf sie herab.

Pater Frio bat seine neuen Gäste in die kleine Kapelle, in der der Gottesdienst stattfinden sollte.

Draußen begann es zu stürmen.

Hellmarks Blick ging durch die beiden Fenster ins Freie. Jenseits des eingezäunten Geländes begann die mächtige, undurchdringliche Dschungelwand.

Irgendwo in dieser grünen Hölle waren jetzt möglicherweise Richard Patrick und sein Begleiter. Vielleicht waren sie tot, vielleicht aber auch noch am Leben. Über ihr Schicksal ließen sich nur Mutmaßungen anstellen.

Er hatte die Fähigkeit, einen Versuch zu unternehmen, Richard Patricks Schicksal unter Umständen aufzuklären, ohne auch nur einen Schritt vors Haus setzen zu müssen.

Das tat er.

Er verdoppelte sich und ließ Macabros entstehen…

Als es draußen zu stürmen und zu gewittern begann, saßen sie im Trockenen, während Macabros rund zwanzig Meilen von der schutzbietenden Missionsstation entfernt mitten im Amazonasdschungel materialisierte.

Es handelte sich um den Ort, den Richard Patrick mit einem roten Kreuz in seiner Skizze markiert hatte.

Der Wind rauschte in den Blättern. Auch hier setzte das Unwetter schlagartig ein. Blitze zuckten über den finsteren Himmel, und es schien, als wollten sie das Firmament aufspalten.

Regen prasselte herab und wurde durch das Blattwerk der dichtstehenden Bäume aufgehalten.

Macabros suchte die Umgebung ab, in der er angekommen war. Weder Regen noch Sturm irritierten ihn.

Er stieß auf die Spuren eines Lagerfeuers, und dann entdeckte er mehrere Streben, wie sie zum Stützen der Flügel bei Sportflugzeugen benutzt wurden.

Erregung packte ihn.

Instinktiv warf er einen Blick nach oben, in der Erwartung, daß das Blätterdach an dieser Stelle durch die Wrackteile aufgerissen war. Aber das war nicht der Fall.

Zwischen den Zweigen eines Busches mit dicken, speckig glänzenden Blättern machte er einen neuen Fund.

Mehr als zwei drittel des Heckruders hingen daran.

Hier war eine Maschine abgestürzt.

Aber – welche?

Die, mit der Longfield geflogen war, oder jene, in der sich sein Freund Richard befand?

Er wußte nichts über den Typ, nichts über das, was sich hier abgespielt hatte. Aber eins schien sicher zu sein: zumindest einer der Abgestürzten hatte überlebt. Davon zeugte das Lagerfeuer, das höchstens drei bis vier Tage alt war. Deckungsgleich mit der Zeitspanne, die seit Patricks Aufbruch verstrichen war…

Macabros verdoppelte seine Anstrengungen. Wenn jemand davongekommen war, dann sicher mit einigen Handicaps. Er war schwach, verletzt, hatte Hunger und Durst. Und er war auf der Suche nach der Station.

Ohne Hilfsmittel war es ihm kaum möglich, weit zu kommen. Vielleicht hatte er sich längst in der Richtung verirrt oder war von einem wilden Tier angefallen und zerfleischt worden.

In der zunehmenden Dunkelheit wurde seine Suche nach einem eventuell Überlebenden erschwert.

Der Gewitterregen strömte nun vom Himmel, und auch die dichten Wipfel konnten diese Sturzflut nicht mehr zurückhalten.

Ein ungeheurer Sturm stemmte sich ihm entgegen. Wenn die Blitze zuckten, dann wich die Dunkelheit und einige Sekunden wurde es taghell.

Dann wirkten die riesigen Bäume wie bizarre Gespenster und die Schlagschatten trafen sein Gesicht. Durch das zuckende Blitzen schien die Welt um ihn in Bewegung zu geraten.

Macabros suchte eisern jeden Meter ab. Er hätte sich blitzschnell von einer Stelle zur anderen ’versetzen können, aber das hätte keinen Sinn gehabt. Wenn überhaupt eine Möglichkeit bestand, noch mal die Spur aufzunehmen, die hier mitten im Herz der Wildnis existierte, dann nutzte nur ein systematisches Vorgehen etwas. Er mußte in jeder Himmelsrichtung ein paar Schritte weit suchen. Vielleicht hatte er Glück.

Jede Aktion, die Macabros unternahm, wurde von Hellmarks Bewußtsein wahrgenommen.

Er erlebte beide Abenteuer gleichzeitig.

Hier im Schutz der Kapelle, in der sich die schwarzen Gläubigen, die Schwestern und Patres zusammengefunden hatten, um zu beten –

dort, einsam und verloren im Dschungel, auf den Spuren einer Person, die mit dem Flugzeug abgestürzt war.

Jedesmal, wenn der Sturm sich einen Moment legte, als würde er den Atem anhalten, um dann um so lauter loszuprusten, jedesmal, wenn der Donner verebbt war, begann er nun zu rufen.

»R-i-c-h-a-r-d! R–i–c–h! Hallo? Ist da jemand?«

Die Stimme des einsamen Wanderers hallte durch den menschenleeren Dschungel.

Dann krachte der Donner wieder, pfiff und brauste der Wind durch die Blätter und das Dickicht, und seine Stimme verwehte im Lärm des Unwetters.

Doch unermüdlich setzte er seine Versuche fort. Bis jetzt gab es keinen Hinweis darauf, daß die Person, deren Spur er ausfindig gemacht hatte, nicht mehr am Leben war. Vielleicht lag sie irgendwo geschwächt und hilflos im Busch.

»Hallo?!«

Er lauschte. Das Zentrum des Gewitters lag weiter südöstlich. Das war die Gegend um die Missionsstation und Maleko.

»J-a-a-a…« klang es da leise und entsetzlich fern an sein Ohr.

Macabros verharrte in der Bewegung.

Antwort?

War es nur Wunschdenken – oder war tatsächlich eine Antwort erfolgt?

»Wenn Sie mich hören können!« rief er so laut er konnte in die gleiche Richtung. »Geben Sie noch mal Antwort! Wo sind Sie? Rich – bist du's?«

»H-i-e-r…«, erwiderte die Stimme aus dem Busch.

Das war ganz in der Nähe. Wer immer aber Antwort gab – er lebte! Er war allerdings zu schwach, lauter zu sprechen.

Macabros riß die Zweige auseinander und lief in die Richtung, aus der die Antwort gekommen war.

Dann sah er die Gestalt.

Sie lag am Boden, hilflos und kraftlos, nur noch zerrissene Kleider am Körper. Die Haut war aufgekratzt, fleckig und blutig. Zahlreiche Insekten hockten in den Wunden. Der Mann war zu schwach, sie zu vertreiben.

Macabros erkannte den Mann kaum wieder.

Wirr und strähnig hing ihm das Haar ins Gesicht. Die Lippen waren aufgeplatzt, die Augen blickten ihn anklagend und verzweifelt an.

»Wer – bist – du?« lallte der am Boden Liegende.

Und Björn Hellmark, zwanzig Meilen vom Ort des Geschehens entfernt, gab es einen Stich durchs Herz.

Das war – Richard Patrick! Aber der Freund – erkannte ihn nicht mehr…

*

»Rich!«

Macabros kniete neben ihm.

»Was ist passiert? Ich bin's – Björn…«

»B-j-ö-r-n?« lallte Patrick. Seine Stimme klang undeutlich. Er war so schwach, daß er nicht fähig war, den Kopf zu heben.

Macabros legte seine Hand auf die Stirn des Erschöpften. Sie fühlte sich heiß an. Der Puls war stark erhöht. Patrick hatte Fieber.

Und er phantasierte.

»Der Sturm… das Gewitter… ist da… es hat das Flugzeug zerrissen… wie einen Fetzen Papier… aber… hast du's gesehen… hast du das Flugzeug gesehen?«

Macabros nickte. »Ja. Ich habe Wrackteile gefunden, Rich. Es ist gut, daß du noch am Leben bist. Du wirst wieder ganz gesund werden. Und nun sei ganz ruhig… Du darfst nicht sprechen, es strengt dich zu sehr an. Erzähl' mir später alles – wenn du wieder okay bist…«

»Das Flugzeug – ist nur noch zum Teil hier…« wisperte Patrick erregt. »Die Teile, die du gesehen… hast… das ist der Rest… es ist genau in der Mitte geteilt worden…« Er hatte die fiebrig glänzenden Augen unnatürlich weit aufgerissen. »Peer… saß neben mir – plötzlich war er verschwunden… und mit ihm das Flugzeug… Ich sah, wie er hineingezogen wurde in das kreisrunde, wirbelnde Loch… dann war da nur noch Nacht und Schwärze… Es stimmt, was behauptet wird… die Eingeborenen erzählen es sich, sie haben es zuerst entdeckt… der ›Rachen im Meer der Wolken‹ – das ist keine alte Legende, sondern ein neuer Mythos, in unseren Tagen entstanden.

Menschen verschwinden und kehren niemals wieder. Und Ungeheuer aus einer anderen Welt, aus Dwylup, werden ausgespuckt…«

Da fiel sein Kopf zurück.

*

Einen Donnerschlag von dieser Stärke hatte noch keiner von ihnen gehört.

Der Regen stürzte in solcher Dichte und mit urwelthafter Gewalt auf die Erde herab, daß eine regelrechte Wand aus Wasser zwischen den Gebäuden der Missionsstation stand.

»Da vorn ist jemand!« Ranis Worte schreckten die Leute auf, die gleich ihm am Fenster standen und hinausstarrten. In Anbetracht des heftigen Unwetters hatte Pater Frio den Gottesdienst nicht begonnen, da man in der kleinen Kapelle sein eigenes Wort nicht verstand.

»Eine Frau!« entfuhr es Hellmark.

Die es sahen, glaubten zu träumen.

Das zerfetzte Kleid flatterte an ihrem Körper wie eine Fahne.

Die großgewachsene, rotblonde Frau kniete vor dem Eingangstor, hielt mit beiden Händen die eisernen Stäbe umfaßt und schrie wie von Sinnen. Das hörte man in dem allgemeinen Tosen nicht, aber man sah es. Ihr Mund war weit geöffnet. Das lange Haar hing durchnäßt und strähnig ins Gesicht und auf ihren Schultern.

»Das ist ein Fall für dich, Björn«, sagte Rani leise.

»Du hast recht. Aber anders, als du es dir denkst. Ich bin anderweitig vollauf beschäftigt. Ich habe Rich gefunden. Es geht ihm verdammt schlecht. Er braucht dringend ärztliche Behandlung.«

Hellmark warf sich herum und stürzte zur Tür. Mahay blieb dem Freund auf den Fersen.

Sie stürmten durch die Gewitternacht, obwohl Pater Frio hinter ihnen herrief und sie ermahnte, unbedingt im I laus zu bleiben. »Da sind Zeichen am Himmel…, genau wie vor drei Tagen.

Es bildet sich wieder so ein Trichter aus.« Er brüllte wie von Sinnen, um das Brausen des Windes, das Prasseln des Regens und das ohrenbetäubende Grollen des Donners zu übertönen. »Wo um Himmels willen wollen Sie denn jetzt hin?!«

»Da versucht jemand in die Station zu kommen«, brüllte Hellmark nach hinten. Der Wind drückte ihn seitlich ab. Er mußte sich mit seiner ganzen Kraft dagegenstemmen. »Eine Frau… sie ist vorn am Tor!«

Die Tür krachte gegen die Wand. Pater Frio wurde von der in das Haus wehenden Böe wie ein welkes Blatt in den Korridor zurückgetrieben.

Zwei, drei Eingeborene und eine Ordensschwester kümmerten sich um den Mann und waren ihm auf die Beine zu kommen behilflich.

»Eine Frau – wo kommt sie jetzt her?« murmelte Pater Frio verwirrt. »Bei diesem Wetter… der Dschungel ist doch kein Spazierpfad.«

Mit vereinter Kraft schafften es drei Eingeborene, die Tür gegen Wind und Regenwand zuzudrücken.

Die Eingeborenen, Schwestern und Patres standen eng zusammengedrängt an den Fenstern und starrten in die Gewitternacht, wo sich eine ungeheuerliche Szene abspielte.

Da waren Rani Mahay und Björn Hellmark, die gegen den Sturm ankämpften. Sie wirkten wie Schemen in der Regenflut.

Da war die Unbekannte, wie ein Gespenst, die nicht mehr in der Lage war, auf die Beine zu kommen. Und da tauchte noch jemand auf… Ein Mann! Er taumelte auf das Tor zu und versuchte der Frau zu Hilfe zu kommen. Er war wie sie aber am Ende seiner Kraft, stürzte

und wurde wie ein welkes Blatt über den Boden getrieben. Er suchte nach einem Halt, fand aber keinen.

Mahay und Hellmark kam es vor wie eine Ewigkeit, ehe sie die hundert Meter bis zum Tor zurückgelegt hatten.

Björn konnte Macabros nicht zurückholen. Mit seinem Zweitkörper versetzte er sich im gleichen Moment zusammen mit dem besinnungslosen Richard Patrick mitten nach Rio de Janeiro und materialisierte im Hof eines der modernsten, ihm bekannten Krankenhäuser. Er wußte nicht, wie schwer die Verletzungen, wie schlimm der Zustand Patricks war. Hier in diesem Hospital gab es Spezialisten. Tropenkrankheit und Erschöpfungszustände konnte man sicher auch in dem kleinen Krankenhaus der Missionsstation gut behandeln, aber wäre Hellmark als ›Zwilling‹ dort aufgetaucht, hätte es nur noch mehr Ratlosigkeit und Verwirrung gegeben.

Björn und Rani erreichten zur gleichen Zeit das Tor. Mit ruckartiger Bewegung legte der Herr von Marlos den Riegel um. Der Wind, der das Gittertor durchrüttelte, trieb ihm den einen Flügel gegen den Körper.

Björn bückte sich, um nach der Frau zu greifen. Seine Hände stießen ins Leere, denn in diesem Moment verließen die Frau ihre Kräfte.

Sie hatte losgelassen, rutschte über den Boden und wurde von dem sintflutartigen Regen, der die beiden Freunde innerhalb weniger Sekunden bis auf die Haut durchnäßt hatte, weggespült.

Rani Mahay, der die Absicht hatte, dem ebenfalls bis an die Grenzen seiner Leistungsfähigkeit geschwächten Begleiter der Unbekannten zu Hilfe zu kommen, sah es zuerst.

Im Himmel über ihnen entstand ein röhrenförmiger Wirbel, der wie eine Windhose alles in sich hineinsog, was ihm gerade in den Weg kam.

Kleine Bäume und Steine wurden emporgehoben. Mit unvorstellbarer Saugkraft jagte der Wirbel am Zaun entlang. Es schien, als würde er sogar versuchen, die Eisenpfähle aus dem Betonsockel herauszuziehen.

Rechts neben dem Eingang stand eine Bank. In Anbetracht der Tatsache, daß während der letzten Wochen des öfteren gefährliche Wettersituationen entstanden waren, hatte Frio sie durch starke Ketten sichern lassen.

Diese Ketten hatten die Bank bisher gehalten. Aber der unbarmherzigen Gewalt, der sie dann ausgesetzt waren, widerstanden auch die schmiedeeisernen Kettenglieder nicht mehr.

Mit schrillem, kreischendem Ton zerrissen sie. Die Bank wurde in die Höhe gezogen, als hätten die unsichtbaren Hände eines Titanen sie gepackt.

Mit fauchendem Geräusch verschwand das schwere Objekt in dem sich rasend schnell drehenden Schlund.

»Achtung! Björn!« Mahay warf sich nach vorn, als er sah, wie die Windhose herumschnellte und genau in Richtung der Freunde weiterraste.

Hellmark erhielt einen Stoß in den Rücken, daß er meinte, ein Pferd hätte ihn getreten.

Er verlor den Halt und stürzte nach vorn, direkt auf die Frau zu.

Mahay handelte instinktiv, ohne zu überlegen, ob der rotierende Wirbel Hellmark wirklich gefährlich geworden wäre oder nicht. Dem Freund war das Loch in der Wolkenwand am nächsten.

Es ging alles viel zu schnell, um den Ablauf der Dinge im einzelnen beobachten zu können.

Der Wirbel, von dem Mahay befürchtete, daß er Hellmark ansaugen könnte, stand im gleichen Moment über ihm.

Dann gab es keine Chance mehr für ihn.

Mahay schrie auf, als er den Boden unter den Füßen verlor. Er ruderte wild mit Armen und Beinen und wollte der Bewegung entgegenwirken. Aber er war nur noch ein Insekt im Wirbelsturm, völlig den tobenden Elementen ausgeliefert.

Der Schlund nahm ihn auf. Und Björn Hellmark, der sah, wie der Freund rasend schnell in der wirbelnden Spirale verschwand, versuchte gutzumachen, was Mahay an ihm getan hatte.

Macabros!

Wenn es eine Chance für Rani gab, dann nur noch durch den Ätherkörper, dessen feinstoffliche Substanz von den unheimlichen Kräften nicht in Mitleidenschaft gezogen werden konnte.

Macabros ließ den Verletzten im Krankenhaus zurück. Patricks Personalien waren bereits aufgenommen, und nun war Macabros auf dem Weg zum Büro, wo man von ihm erwartete, daß er Mitteilung darüber machte, unter welchen Umständen er den Verletzten gefunden hatte.

Macabros schritt an der Seite einer dunkelhäutigen, grazilen Krankenschwester.

Als Hellmark die tödliche Situation für Mahay erkannte, fuhr das Signal wie ein Blitz auch in seinen Zweitkörper.

Macabros verschwand. Die Schwester blieb wie vom Donner gerührt stehen, starrte einige Sekunden lang auf die leere Stelle neben sich und mußte sich zusammenreißen, um nicht aufzuschreien.

Sie schloß drei Sekunden die Augen und öffnete sie dann wieder. Die Stelle war noch immer leer. Da lief die Krankenschwester den Weg zurück zum Behandlungszimmer, in dem der Fremde untersucht wurde.

War auch er nur eine Fata-Morgana?

Richard Patrick war Wirklichkeit, und es gab ihn noch immer, der Mann aber, der verschwunden war, materialisierte in dieser Sekunde mitten im Wirbel und wollte Rani Mahay retten.

Vergebens!

Macabros sah, wie Rani Mahay in einen scheinbar endlosen Schlund stürzte, zwischen wirbelnden Wolkenmassen verschwand und selbst in seiner Kraft so gewaltig geschwächt wurde, daß es nicht möglich war, noch eine zweite Teleportation durchzuführen.

Die unsichtbare Mauer, gegen die Macabros prallte, schlug zurück auf Björn Hellmark.

Er spürte einen bohrenden Schmerz in seinem Kopf, daß er glaubte, jemand treibe eine riesige Nadel hinein.

Er fühlte im gleichen Augenblick die Angst und das Grauen einer Welt, die ihm nicht fremd war, mit der er bereits schon mal in seinem Leben konfrontiert worden war.

Die gespenstische Atmosphäre der Monsterstadt Dwylup…

*

Eine halbe Minute war Björn wie benommen.

Dann kehrte seine Kraft zurück.

Die Frau auf dem Boden stöhnte.

Er hob sie auf.

So plötzlich und heftig wie Regen, Sturm und Gewitter eingesetzt hatten, hörten sie wieder auf.

Aus den Gebäuden stürmten Helfer.

Noch ehe sie beide im Haus untergebracht waren und dort von den Ärzten in Empfang genommen wurden, berichteten sie von ihrem erschütternden Erlebnis.

Sie waren in einem Monsterland gewesen. Ihr Leben war zum Alptraum geworden. Während des Fluges zur Missionsstation waren sie in eine mysteriöse Wettersituation geraten, die jedem physikalischen Gesetz Hohn spottete.

Ein Loch im Himmel – das schließlich in eine andere Dimension, in eine Jenseitsstadt, mündete…

»Aber wie kamen Sie wieder zurück?« hakte Hellmark nach, der dieses Mysterium so schnell und vor allem so gründlich wie möglich gelöst wissen wollte.

»Ich… weiß nicht«, antwortete Claire Monescue. »Da war ein großer Wald… er ist kaum mit menschlichen Worten zu beschreiben…, nicht, wie man sich sonst einen Wald vorstellt… Die Bäume… sind Knochenbäume, die Zweige… Knochen… Die Wälder jenseits der Stadt… endlos da hinein sind wir geflüchtet…«

Sie phantasierte nicht. Aus eigener Anschauung kannte Björn

diesen Wald. Und noch mehr… Er hatte auch das Innere des unheimlichen Tempels gesehen, in dem seinerzeit noch Molochos verehrt worden war.

Molochos, der Fürst der Dämonen, hatte einen Teil seiner Kraft und seiner Macht aus der Monsterstadt bezogen.

Seit damals aber hatte sich einiges geändert.

Hellmark war es einerseits gelungen, das einzige Manjaauge von dort zu entfernen, das die Magie der Dwylup-Monster unterstützte und andererseits war Molochos in der Zwischenzeit zu den Menschen zurückgekehrt, war als Ak Nafuur zu einem Freund und Förderer Hellmarks geworden. Seine dreizehn Botschaften ermöglichten ihm die Wege in das Reich des Grauens, seine Vorarbeit und seine Kenntnisse machten es möglich. Rha-Ta-N'my möglicherweise in den Rücken zu fallen und ein Schnippchen zu schlagen.

Gab es den Tempel zu Ehren Molochos' noch immer? Wußten die isoliert in Dwylup lebenden Monster nichts von seiner Abkehr?

Auf diese Fragen konnte Claire Monescue keine Antwort geben. Auch der Pilot Longfield, der offensichtlich unter einem Schock stand und dementsprechend behandelt wurde, äußerte sich nicht dazu. Er sagte überhaupt nichts. Er schien in diesen Minuten noch gar nicht zu begreifen, was sich eigentlich im einzelnen abgespielt hatte.

Claire Monescue schilderte abgehackt und immer wieder von Weinkrämpfen unterbrochen ihren entsetzlichen Flug über die Wildnis, das Auftauchen des Wirbels, der sich die einmotorige Maschine einverleibt hatte… und ihre Bruchlandung.

»Wie durch ein Wunder – kamen wir heil davon«, berichtete sie mit schwacher Stimme. »Die Monster kamen aus der Stadt… sie scheint mitten in der Wüste zu liegen, und die Fassaden sind verziert mit unzähligen grinsenden Totenschädeln… Owen hatte zuerst die Idee, daß wir durch das rätselhafte Gebilde am Himmel offensichtlich an einen anderen Ort und in eine andere Zeit geschleudert worden waren, daß unsere Landung… deshalb so glimpflich verlief, weil man uns lebend in die Hände bekommen wollte… aber nicht, um uns zu studieren wie seltene Tiere oder um uns zu bewundern. Es hört sich paradox an, ich weiß…, aber die ganze Geschichte ist ein einziges Paradoxon… entsprungen dem Hirn eines Verrückten. Wenn ich anfange, darüber nachzudenken, kommt mir alles so vor, als hätte ich's nur geträumt… Aber es war kein Traum… Sie haben es vorhin selbst gesehen… der Mann… das gleiche Gebilde am Himmel, es stürzte sich herab wie ein Vogel, der seine Beute jagt… der Mann ist verschwunden… sie wollten mich zurückholen… sie werden selbst kommen, wenn sie erkennen, daß sie den Falschen erwischt haben.«

Claire Monescues Worte beschrieben einen völlig neuen Zustand auf Dwylup. Dort ging etwas vor. Die Monster der Jenseitsstadt

schienen nach neuen Wegen zu suchen und sich Opfer zu beschaffen. Der Weg durch die Spiegel war ihnen verwehrt, da es nur bestimmte Fixpunkte gab, über die sie in die dritte Dimension des Diesseits gewissermaßen ›einsteigen‹ konnten.

Jetzt, durch den Spiegel in der alten Poststation in der Schweiz, war sie für neuen Einstieg geschaffen. Aber das sollten sie nach Möglichkeit nicht erkennen.

Mit diesem Spiegel wollte er lediglich die dorthin locken, die noch in dieser Welt verborgen lauerten.

Björn Hellmark fühlte sich bei all den Gedanken, die ihm durch den Kopf gingen, nicht wohl in seiner Haut.

Da paßte einiges nicht zusammen.

Es schien, als würden sich in Dwylup Dinge ereignen, die unmittelbar mit seinen eigenen Plänen zu tun hatten.

War dort seine Absicht, die beiden letzten auf der Erde befindlichen Monster zu entlarven und zu vernichten, bekanntgeworden? Wenn ja – wie? Wenn nein – welchen Grund hatten die Aktivitäten, die die Dwylup-Monster zur Zeit entfalteten, die Richard Patrick in Mitleidenschaft zogen, den Piloten Longfield und seine Begleiterin – und Rani Mahay, der von der gleichen Kraft attackiert worden war?

Planten die Dwylup-Monster eine Invasion des Grauens? Galt der Angriff ihm?

Dies nachzuprüfen war nicht schwer. Er brauchte nur durch den Spiegel der Kiuna Macgullyghosh zu gehen. Damit nahm er gleichzeitig alle Risiken auf sich, die ein Besuch Dwylups mit sich brachten.

»Ich habe Angst, daß es sich wiederholt…« Claire Monescue begann wieder zu weinen, obwohl sie bereits eine Beruhigungsspritze bekommen hatte. Ihr Blick irrte zum Fenster. Der Himmel über der Missionsstation war wieder klar. Die Wolken hatten sich verzogen. Sterne glitzerten am nächtlichen Himmel, der Mond zeigte sich klar und silbern über den dunklen Wipfeln des nahen Dschungels. »Unsere Flucht… hat sie überrascht… sie wurde uns selbst nicht recht bewußt. Wir handelten mechanisch und taten dabei… instinktiv das richtige…« Sie wischte sich mit dem Handrücken die Tränen aus den Augen. Man sah ihr an, daß sie total erschöpft war, daß es am besten für sie wäre, kein einziges Wort mehr zu sprechen.

Doch sie mußte loswerden, was sie belastete, beschäftigte. Das Reden war für sie ein Ventil.

»Wir liefen in den Wald… nur weg von den Monstern! Ihnen nicht in die Hände fallen… die Geschöpfe sahen furchterregend aus… ich kann sie nicht beschreiben, ohne daß mir dabei eine Gänsehaut über den Rücken läuft… ich meinte, sterben zu müssen, als ich sie ansah,

und ich mied ihren Anblick, so gut es ging. Wir rannten… uns schien der Wald aus Skeletten erstrebenswerter als die Stadt mit den Totenkopffassaden… Der Himmel über dem Knochendschungel war düster, und es braute sich in diesen Sekunden unserer Flucht das gleiche furchtbare Wetter zusammen, aus dem wir zuvor gekommen waren. Mir kam ein Gedanke… der Skelettdschungel schien wie eine große Wettermaschine zu funktionieren… hier entstanden die Wirbel und Luftströmungen, die uns vom Kurs abgebracht hatten… Ich faßte kaum diesen Gedanken, da sah ich erneut jenes wirbelnde Loch, das mich ansog… dann spürte ich Regen, hörte es fürchterlich donnern und sah ein Tor… dann rannten Sie auch schon auf mich zu… wer immer diese Fremden, Unheimlichen sind… sie haben Kontrolle über ihre und diese Welt… sie beeinflussen das Wetter und können dadurch Kräfte entwickeln, von denen wir… wir Menschen… keine ’Ahnung haben… sie können überall sein…« Mit schreckgeweiteten Augen und offensichtlicher Angst davor, daß sich das gleiche jederzeit wiederholen konnte, blickte sie einen nach dem anderen an. »Ich fühle mich nicht mehr sicher«, wisperte sie mit erschreckender Stimme. »Überall können sie auftauchen… die Welt ist durchlässig wie eine Nebelwand… sie müssen befürchten, daß wir über sie sprechen… ich kann nicht schlafen, trotz der Spritze finde ich keine Ruhe. Ich suche Ruhe… und Frieden… ein Platz, an dem ich mich wohl- und sicher fühle… Helfen Sie mir!« Sie blickte abwechselnd auf die Arzte, Schwestern und Björn Hellmark.

Sie schlug beide Hände vors Gesicht, und ein Schluchzen schüttelte ihren Körper. Ihr Begleiter, Owen Longfield, bekam von alledem nichts mit. Er lag apathisch auf seiner Liege, atmete flach und unregelmäßig und war weiß wie ein Leichtuch, als flösse kein Tropfen Blut mehr durch seine Adern.

Longfield hatte sich auf seine Weise mit dem Erlebnis auseinandergesetzt.

»Ich glaube, ich kann Ihnen helfen«, warf da Björn Hellmark ein, während die anderen ringsum sich nur ratlos ansahen. Sie hatten schon viel erlebt, aber was hier geschah, sprengte ihr Begriffsvermögen. »Ich kann Sie an einen Ort bringen, an dem Sie völlig sicher sind, wo Sie Ruhe und Frieden haben, Miss Monescue… wenn die Ärzte es erlauben…«

Die hatten nichts dagegen einzuwenden.

»Wenn Sie mir vertrauen, Miss Monescue?« wandte sich der blonde Mann mit dem sonnengebräunten Gesicht abermals an sie.

»Warum sollte ich Ihnen nicht vertrauen?« fragte sie leise und sah ihn lange – etwas zu lange – aufmerksam an. »Sie sind mir sehr sympathisch.«

»Ich bringe Sie an einen Ort, wo niemand Ihnen etwas zuleide tun

wird, wo es Menschen gibt, die Verständnis für Ihre Lage haben, die Sie verstehen… wo es kein Unwetter gibt, das Sie zu fürchten brauchen… sie werden sich fühlen wie im Paradies, und Ihren Begleiter werden wir, sobald die Ärzte es für richtig halten und er nicht länger auf medizinische Beobachtung angewiesen ist, umgehend nachkommen lassen…«

*

Sie wußte nicht, wie ihr geschah.

Freundlich plaudernd verließ er mit ihr das Behandlungszimmer. Draußen ’ auf dem Korridor hatte sie plötzlich das Gefühl, als stünde noch jemand hinter ihr.

»Sie brauchen keine Angst zu haben«, sagte Björn Hellmark zu ihr. »Die Umgebung wird sich verändern. Die Wände ringsum werden verschwinden – und dann werden Sie das Meer, weißen Strand und Palmen sehen…, wie das zustande kommt, werde ich Ihnen erklären. Lassen Sie sich einfach hineinfallen in dieses Gefühl des Schwebens…«

Claire Monescue hörte die Worte, doch es fehlte ihr der Sinn. Dennoch wehrte sie sich nicht. Sie war wieder in ihrer Welt. Die Monster hatten Wort gehalten und ihr sogar die Ausgangsposition erleichtert. Poch das bekam sie nicht geschenkt. Nun mußte sie ihren Auftrag erfüllen, um wirklich frei zu sein…

»Ich bin zu allem bereit«, flüsterte sie, »wenn ich nur in Sicherheit bin…« Sie wollte den Kopf wenden, um zu sehen, wer hinter ihr stand, sie sogar leicht berührte.

Da veränderte sich schon ihre Umgebung.

Die Wände ringsum nahm sie wahr, als befänden sie sich hinter Wasser.

So wurde sie abgelenkt und konnte Macabros nicht sehen, den Björn Hellmark entstehen ließ, um den Übergang aus der Missionsstation nach Marlos zu schaffen. Im Gegensatz zu den Freunden, die lange genug auf der Insel lebten, konnte er die Teleportation nicht direkt durchführen. Er war auf seinen Doppelkörper angewiesen.

Hellmark wußte, daß es für ihn kein Risiko bedeutete, die fremde Frau nach Marlos mitzunehmen. Er wußte nichts über sie. Doch wenn sie eine verkappte Dämonin war, würde sich das sofort herausstellen. Wesen der Finsternis hatten keine Chance, die Insel aufzusuchen, gleich welchen Weg sie auch einschlugen. Die besondere Sphäre von Marlos schloß dies aus.

Die neue Umgebung schälte sich aus den diffusen Nebeln.

Björn löste Macabros sofort auf, kaum daß er festen Boden unter den Füßen spürte.

Claire Monescue war von dem, was sie zu sehen bekam, so überrascht, daß sie ganz vergaß, sich noch mal umzudrehen, um festzustellen, wer sie berührt hatte. Vielleicht glaubte sie auch, sich getäuscht zu haben.

»Das… das gibt es nicht«, murmelte sie, als sie den blauen, wolkenlosen Himmel über sich sah, den weißen Strand unter ihren Füßen spürte und das Meer erblickte, das sich blau wie der Himmel bis zum Horizont ausbreitete. »Wo bin ich hier?«

»Das ist Marlos, eine paradiesische Insel. Der einzige Ort auf der ganzen Welt, den Dämonen und Monster nicht aufsuchen können…«

Und dann kamen die anderen.

Carminia Brado und Danielle de Barteaulieé, Pepe streckte seinen Kopf aus dem Fenster der Blockhütte, in der er lebte.

Ein flüchtiger Schatten war auch am Fenster der Hütte daneben zu sehen. Jim, der Guuf. Scheu blieb er zurück. Er war Fremden gegenüber zunächst immer mißtrauisch und zeigte sich nicht, weil er befürchtete, mit seiner Erscheinung Furcht zu verbreiten.

»Ich habe einen Gast mitgebracht«, sagte Björn. »Seid nett zu ihm, er hat viel durchgemacht. Das ist Claire… Claire, das sind Carminia, Danielle und Pepe… der mit dem frechen Gesicht… richtig! Ein anderer Name würde gar nicht zu ihm passen…«

Pepe zog die Luft hörbar durch die Nase, und man sah ihm an, daß er eigentlich etwas sagen wollte, aber es dann doch unterließ.

»Wie komme ich eigentlich hierher?« fragte Claire verwirrt. Sie strich sich über die Augen. »Es ist ein Traum…, das alles ist doch ein Traum, nur viel schöner als der andere…«

»Es ist kein Traum, Claire«, schüttelte der blonde Mann den Kopf. »Sie sind wirklich hier. Und Ihr ›Transport‹ von der Missionsstation nach hier – ist alles andere als große Zauberei. Viele Dinge sind möglich mit dem Geist. Teleportation…, sicher haben Sie schon mal davon gehört…«

»Ja. Aber daß es das wirklich gibt… wagte ich immer zu bezweifeln. Wollen Sie damit sagen, daß Sie…?«

»Mhm… und nicht nur ich. Alle, die Sie hier sehen, beherrschen diese Gabe. Wenn Sie es also hier bei uns nicht aushalten können, brauchen Sie nur etwas zu sagen. Man wird Sie jederzeit dorthin bringen, wohin Sie möchten…«

»Das ist ja… großartig, unfaßbar«, murmelte die Frau. Sie blickte sich um und wußte nicht, wohin sie zuerst schauen sollte. Sie war aufgeregt und glücklich zur gleichen Zeit.

Und da war etwas, das ihr bekannt vorkam. Der riesige Felsen, der die Form eines Totenschädels hatte. Ein makabrer Ort – und doch wirkte der Felsblock in der Bucht vor ihr nicht abschreckend und unheimlich. In den Totenkopffelsen führte ein Eingang, der in eine

Höhle mündete. Davon hatte man im Tempel der Monsterstadt gesprochen. Diese unheimlichen Bewohner von Dwylup waren über diese Besonderheit unterrichtet. Claire Monescue war auf ihre Aufgabe gut vorbereitet. Die Unheimlichen von ›drüben‹ wollten nichts mehr dem Zufall überlassen. Sie arbeiteten an einer Stärkung ihrer Macht. Daß sie bereits im Zunehmen begriffen war, bewies die Tatsache, daß sie die Wettersituation beeinflussen konnten und ausnutzten für ihre Zwecke. Und kein Mensch ahnte etwas davon.

»Was Miss Monescue jetzt braucht«, fuhr Hellmark fort, »ist Ruhe und nochmal Ruhe. Sie ist erschöpft. Kümmert euch um sie… Wenn sie Fragen haben, Miss Monescue, wenden Sie sich an Carminia und Danielle. Ich überlasse Sie der Obhut meiner beiden Freundinnen…«

Er lächelte, als die junge Französin Claire Monescue in eine Hütte führte.

Carminia und Pepe blieben bei Hellmark zurück.

»Wo ist Rani? Was ist geschehen?« wollte die hübsche Brasilianerin wissen.

In wenigen Worten klärte Björn die Frau, die er liebte, über die Ereignisse auf.

Arson, der Mann mit der Silberhaut, hatte inzwischen die Wache beim Spiegel der Kiuna Macgullyghosh übernommen. Bei Pepe hatte es keine besonderen Vorkommnisse gegeben.

Björn nahm sein Schwert wieder an sich und vergewisserte sich auch, daß er die Dämonenmaske bei sich hatte. Dann verließ er wieder Marlos.

Er mußte tun, was keinen Aufschub erforderte.

Die Falle für die beiden noch auf der Erde versteckt lebenden Monster aus Dwylup war aufgestellt. Doch der Spiegel würde nun zunächst zum Tor für ihn werden.

Es bestand kaum ein Zweifel daran, daß Rani Mahay nach Dwylup entführt worden war. Alles wies darauf hin, daß die Monster dort die Flucht Owen Longfields und Claire Monescues verhindern wollten. Es war ihnen nicht gelungen.

Statt dessen war Rani Mahay in den Wirbel geraten.

Dem Freund mußte so schnell wie möglich geholfen werden, um vielleicht noch zu verhindern, daß sie den Inder wie damals ihn, Hellmark, in den Tempel brachten, um ihn zu opfern…

Hellmark versetzte sich mit Macabros so, daß er vor dem alten, in der Dunkelheit liegenden Haus ankam.

Innen war es völlig finster.

Björn klopfte sacht an die morsche Holztür und rief: »Ich bin’s…« Dann drückte er die Klinke herab.

Aus der Dunkelheit löste sich eine Gestalt.

Arson, der Mann aus der Zukunft, der sich entschieden hatte, die

entscheidende Phase von Hellmarks Vorgehen in dieser Zeit mitzuerleben, um daraus für seine Arbeit Schlüsse zu ziehen und Hilfe zu erhalten.

Arson stammte aus der fernen Zukunft der Erde und trotz Hellmarks Einsatzes in der Eigenzeit des Herrn von Marlos stand fest, daß es in Arsons Eigenzeit noch Gefahren durch Dämonenwelten gab. Ob es nun auf jene Mächte zurückging, die sich auf Rha-Ta-N'my bezogen und von Hellmark nach allen Regeln der Kunst bekämpft wurden – oder *oh* eine neue Dämonengeneration herangewachsen war oder eine unbekannte Dämonenmacht aus der Tiefe des Universums das Leben der Menschen in der Zukunft bedrohte, das eben war ungeklärt.

Obwohl mit Arson eng befreundet, hatte der Mann mit der Silberhaut bisher eine genaue Angabe der Zeit, aus der er kam, stets verschwiegen.

Arson hätte nach seinen Abenteuern in anderen Zeitebenen längst in seine Eigenzeit zurückkehren müssen, doch. Molochos' Anschluß an Hellmark und die Hinweise durch den ehemaligen Dämonenfürsten über die Welten der Finsternis hatten ihn veranlaßt, seinen Aufenthalt auf Marlos zu verlängern.

Gerade die Hinterlassenschaft Ak Nafuurs – des ehemaligen Molochos – schien eine Schlüsselstellung in dem einzunehmen, was in späterer Zeit nicht geklärt werden konnte.

»Gibt es etwas Besonderes, weil du hierher kommst?« fragte Arson.

Björn berichtete von den Vorfällen.

Arson zerdrückte einen Fluch zwischen den Zähnen.

»Es sieht fast so aus, als würde in manchen Parallelwelten der Dämonenfürst Molochos noch immer verehrt, auch wenn es ihn längst nicht mehr gibt, er keine Macht mehr und seiner früheren Herrin den Kampf angesagt hat. Molochos alias Ak Nafuur hat sich auf unsere Seite geschlagen – aber in Dwylup scheint man entweder von alledem nichts zu wissen oder es zu ignorieren. Es sind dort Aktivitäten im Gang, die mir Sorge bereiten und zu diesem Zeitpunkt vor allem völlig unerwartet kommen. Was zur Zeit geschieht, kann unter Umständen den Erfolg der achten Aufgabe in Frage stellen… Rha-Ta-N'my scheint gegenzusteuern… was geschehen ist, zwingt uns zum nächsten Zug.«

»Du willst also nach Dwylup gehen?«

»Ich hätte es gern vermieden, Arson, aber die Umstände erzwingen ein solches Vorgehen.«

»Vielleicht – ist es gewollt«, sagte Arson nachdenklich.

»Und selbst wenn es so ist, gibt es keinen anderen Weg als diesen, um Rani zu Hilfe zu kommen.«

»Paß auf, Björn«, sagte der Mann mit der Silberhaut ernst.

»Ich werde den Burschen, wenn sie mir zu nahe treten, ganz schön

einheizen, darauf kannst du dich verlassen«, grinste Hellmark wie ein großer Junge.

»Mit Schwert und Dämonenmaske *sollte* die gröbste Gefahr zu beseitigen sein, wenn die dort drüben in der Zwischenzeit nicht neue Mittel und Wege gefunden haben, die Kräfte dieser Waffen aufzuheben. Aber das werde ich sehr schnell in Erfahrung bringen, bei der ersten Berührung mit ihnen… und du Arson, hältst hier weiterhin die Wacht. Nichts von dem, was wir inzwischen aufgrund der achten Botschaft eingeleitet haben, ist überflüssig geworden…«

Er nickte dem Mann mit der Silberhaut zu und verschwand dann im Spiegel. Die schimmernde Glasfläche setzte ihm keinen Widerstand entgegen. Sie war durchlässig wie eine Nebelwand… Björn Hellmark entschwand den Blicken Arsons…

*

»Es gibt keinen Zweifel: Sie sind uns auf der Spur«, murmelte Myrex, der Schwarze Priester, und steckte das inhaltsschwere Notizbuch des toten Reporters ein. »Sie wissen Bescheid über Dwylup, wissen um die vermutliche Anwesenheit weiterer Schwarzer Priester auf der Erde und suchen nach Beweisen. Dieser Mann – dies ergeben sowohl seine vorsichtigen schriftlichen als auch akustischen Aufzeichnungen – hatte ein gutes Gefühl und fundamentale Kenntnisse. Seine Arbeit hat er für das Magazin ›Amazing Tales‹ geleistet. Der Verleger dieser Zeitschrift ist kein Unbekannter. Er ist ein scharfkalkulierender Mann, ein Analytiker, der den Geheimnissen und Rätseln, die durch andere Mächte in die Welt getragen werden, sehr aufmerksam nachgeht. Um ihn und seine Mitarbeiter sollte man sich intensiver kümmern. Diesen Eindruck jedenfalls habe ich gewonnen…«

Die Begegnung mit Vhap alias Albert Faraux hatte sich anders entwickelt, als Myrex ursprünglich gedacht hatte. Die aktuellen Ereignisse erforderten eine Veränderung der Pläne.

»Ich werde den Sachen auf den Grund gehen«, sagte er, während er die erbeuteten Unterlagen an sich nahm und sie in seiner schwarzen Aktentasche verstaute. »Du, Vhap, kennst deinen Weg, deine Aufgabe. Nichts hat sich daran geändert. Was ich tun muß, werde ich sehr aufmerksam tun. Ich kenne Namen und Adressen…, wie ein Detektiv werde ich sie alle überprüfen und ihre Wichtigkeit entsprechend einordnen.«

Seine Aufgabe, die Kontaktaufnahme mit Faraux, und seine Instruierung waren abgeschlossen. Myrex verließ das Haus.

Für Albert Faraux begannen Ereignisse, die er an diesem Tag nicht für möglich gehalten hätte.

Er griff zum Telefon und wählte eine Ortsnummer.

Am anderen Ende der Strippe schlug der Apparat viermal an, ehe abgehoben wurde.

»Ja?« fragte eine dunkle Stimme.

»Ich bin's, Vhap«, sagte Faraux. Er nannte den Namen, den er in Dwylup hatte. »Ich muß dich sprechen, Thont… es ist einiges in Fluß geraten. Wir müssen sofort zur alten Poststation. Der Weg nach drüben ist frei… für uns und damit auch von der anderen Seite her für die anderen. Das Warten und Verbergen hat sich gelohnt.«

»Woher weißt du das?« lautete die Frage.

»Durch Myrex, den Schwarzen Priester.«

»Und woher nimmt er seine Kenntnisse?«

»Ein Bote Rha-Ta-N'mys hat ihm den sicheren Tip gegeben.«

»Dann machen wir uns auf den Weg… Ich bin in wenigen Minuten bei dir…«

Genauso kam es.

Das Monster aus Dwylup in der Gestalt Albert Faraux' verließ die Villa.

Alle Lichter waren gelöscht.

Das Tor zur Einfahrt stand weit offen.

Wenige Minuten später tauchte in der Straße ein Auto auf, daß sich der Einfahrt näherte.

Es war ein silbergrauer Mercedes. Am Steuer saß eine Frau.

Sie war etwa fünfundvierzig Jahre alt und trug das schwarze Haar in einer Pferdeschwanzfrisur, so daß sie wesentlich jünger wirkte.

Die Mercedesfahrerin stellte ihren Wagen in den Schuppen und ging dann zu dem bereitstehenden Citroen. Faraux öffnete die Tür.

Die Frau rutschte auf den Beifahrersitz.

»Da bin ich«, sagte sie mit ihrer aufregend dunklen Stimme, die jedem Mann einen wohligen Schauer über den Rücken jagte. »Es kann losgehen…«

Die nächtliche Besucherin, die aufgrund des Anrufes umgehend in die Villa gekommen war, hieß mit zivilem Namen Amara Tosten. Sie war nicht nur in Bern und Umgebung bekannt. Als ›Amara‹ sang sie obskure Chansons. Die Platten wurden unter der Ladentheke gehandelt. Amara war außerdem seit kurzem Inhaberin einer kleinen Diskothek. Daß Amara Tosten in Wirklichkeit Thont, ein Monster aus Dwylup war, das die wirkliche Amara seinerzeit auslöschte, um untertauchen zu können, wußte außer ›Faraux‹ niemand.

Sie lebten beide ihr neues Dasein als ›Menschen‹ perfekt und wurden von niemand entdeckt…

Kein Mensch vermutete, daß ihre Körper nur Maske waren und von den wahren Trägern, die es längst nicht mehr gab, einfach übernommen wurden.

Sie wechselten während der Fahrt nur wenige, notwendige Worte, die die neue Situation klärten.

Der Citroen verließ die Stadt. Wenig später schon lag die einsame Landstraße vor ihnen.

Faraux steuerte sein Ziel auf dem kürzesten Weg und direkt an.

»Wir werden gleich mehr wissen«, murmelte er.

»Und wenn es eine Falle ist?« fragte Amara Tosten. »Bist du dir sicher, daß Myrex echt war?«

»Völlig sicher… da ist es ja schon…« Im Scheinwerferlicht tauchte die Kreuzung auf.

Faraux setzte die Geschwindigkeit herab. Der gutgefederte Wagen dämpfte die Schläge, die durch die Mulden und Löcher auf dem Zufahrtsweg zur ehemaligen Poststation entstanden.

»Es ist lange her, seitdem wir das letzte Mal hier waren«, sagte die ›Frau‹ an seiner Seite.

»Es gab, nachdem wir beide erfolgreich unterschlüpfen konnten, keinen Grund mehr, hierher zu kommen… Das hat sich nun geändert.«

Etwa fünfzig Meter von dem Backsteinhaus entfernt hielt Albert Faraux.

»Wenn Myrex' Tip stimmt, dann wird der Spiegel regelmäßig heimlich bewacht«, sagte er leise, ohne seinen Blick Amara Tosten zuzuwenden. »Wenn es stimmt, werden wir das schnell herausfinden…«

Sie sprachen ihr gemeinsames Vorhaben ab.

»Dann kann's also losgehen«, nickte er, nachdem er ›Amara‹ in seinen Plan eingeweiht hatte.

Er löschte die Scheinwerfer nicht.

›Amara Tosten‹ begann sofort ihre Rolle zu spielen.

Sie riß die Tür auf und lief schreiend in die Nacht. Ihre Stöckelschuhe klapperten auf dem steinigen Weg, der bergan führte.

»Stehenbleiben! Verdammt noch mal!« Faraux brüllte wie von Sinnen und setzte der Fliehenden nach.

Amara Tosten war noch zehn Schritte von der Tür der alten Poststation entfernt, als Faraux sie einholte, nach ihr griff und sie zu Boden warf.

»Hilfe! Hilfe!« Amara Tosten schrie wie von Sinnen.

Faraux schlug zu. Mit harter Hand zerriß er die seidige Bluse der schönen Amara.

Die Tür der Poststation flog auf.

Arson, der Mann mit der Silberhaut, angelockt durch die schrillen Schreie in der nächtlichen Einsamkeit, erschien auf der Bildfläche.

Er verlor keine Sekunde, als er sah, daß ein Mann eine Frau zu Boden geschlagen hatte und ihr Gewalt antun wollte.

Zwei, drei schnelle Schritte… Arson flog wie ein silberglänzender

Pfeil durch die Luft.

Ehe Faraux sich's versah, sprang der Mann mit der Silberhaut ihn an.

Faraux wurde seitwärts zu Boden geschleudert. Mit einem überraschten Aufschrei ließ er sein ›Opfer‹ los und wandte sich dem neuen Gegner zu, den er offensichtlich nicht in dieser Gegend erwartet hatte.

Arson brachte einen gezielten Schlag an, der Faraux von den Beinen riß.

Amara Tosten atmete schnell und kam langsam in die Höhe. Ihre Haarspange hatte sich geöffnet. Eine Flut dichten schwarzen Haares fiel auf ihre Schultern. Von der Bluse hing so gut wie kein Fetzen mehr an ihrem Körper. Sie war nackt und bloß. Auch der Rock war aufgerissen.

Doch Amara Tosten machte sich nicht die Mühe, weder ihre Frisur noch ihre Kleidung in Ordnung zu bringen.

Arson war so sehr mit Faraux beschäftigt, daß er die nahende Gefahr in der Person Amara Tostens nicht erkannte.

Amara Tosten bückte sich, griff nach einem großen, flachen Stein, hob ihn und schlug ihn mit voller Wucht auf Arsons Hinterkopf.

»Vielen Dank für die Hilfe«, sagte sie geifernd. »Jetzt reicht sie…«

Ohne einen Laut von sich zu geben, brach Arson zusammen.

Albert Faraux sprang auf die Beine. Der Angriff hatte auch ihn außer Atem gebracht. In der Gestalt der Menschen waren sie automatisch mit all deren Schwächen ausgestattet.

»Es wäre einfacher gewesen, ihm gegenüber zu treten«, murmelte Faraux atemlos. »Wir hätten uns beiden die Anstrengung ersparen können. Und ihn gäbe es nicht mehr…«

»Was vielleicht falsch gewesen wäre«, widersprach Amara Tosten. »Wer weiß, was wir von ihm noch erfahren können. Vorerst liegt er auf Eis, und wir haben Zeit und Gelegenheit, uns später noch mal um ihn zu kümmern…«

Sie schleppten den Besinnungslosen, auf dessen Hinterkopf eine große Platzwunde prangte, in das Backsteinhaus zurück.

Nach einer ersten Inspektion des Spiegels der Kiuna Macgullyghosh, der tatsächlich dort stand, wie Myrex angekündigt hatte, lief Faraux zu seinem Wagen zurück, fuhr ihn seitwärts in die Büsche, schaltete die Scheinwerfer aus und den Motor ab und eilte dann wieder in die Poststation.

Wie auf ein stilles Kommando hin nahmen sie beide ihre wahre Gestalt an.

Die furchteinflößenden Dwylup-Monster, deren Erscheinung allein die Atmosphäre mit eisigem Grauen durchsetzte, tauchten ein in die Spiegelfläche und verschwanden aus dieser Welt…

*

Es war wieder totenstill in dem kleinen, alten Backsteinhaus.

Arson lag gefesselt und geknebelt in einer Ecke des hintersten Raumes.

In der Dunkelheit bewegte sich etwas.

Es löste sich aus dem Gebälk. Ein kleiner Körper, der wie ein Vogel seine Flügel benutzte.

Aber was waren das für Flügel!

Selbst in der Dunkelheit schimmerten sie in allen Regenbogenfarben, und sie waren zart und zerbrechlich wie die Flügel eines Schmetterlings.

Das vogelartige Wesen hatte etwa die Größe eines Raben und schwebte geschickt zu dem Gefesselten herab.

Das Geschöpf hatte Arme und Beine wie ein Miniaturmensch. Sein Kopf war ein Mittelding zwischen dem eines Vogels und einer Schildkröte. Die kleinen, wimpernlosen Augen quollen basedowartig hervor, und auf dem kahlen Kopf waren elf dicke Noppen zu sehen, die teleskopartig ausfahrbar waren.

»Manchmal«, murmelte der Kleine mit der Stimme Rani Mahays, so daß man meinte, der Inder würde sprechen, »ist es doch gut, wenn auch die Wächter bewacht werden. Hallo, Arson… aufwachen…«

Er stand auf der Schulter des Mannes mit der Silberhaut und tätschelte ihm die linke Wange.

Whiss konnte in der Dunkelheit sehen wie eine Katze.

Auch Whiss war ein Marlos-Bewohner, sogar ein ganz besonderer.

Seine Heimat war der Mikrokosmos. Dorthin war unter anderem auch mal der Koloß von Bhutan, Rani Mahay, verschlagen worden. Er rettete Whiss das Leben, und der kleine Kerl schloß sich ihm an, folgte ihm in die Welt der dritten Dimension und gelangte auf diese Weise nach Marlos. Dort brütete er kürzlich ein Ei aus, so daß es ein zweites Geschöpf seiner Gattung dort gab. Dieses, noch jung und unerfahren, streifte derzeit voller Abenteurerlust durch die Inselwelt, um sie kennenzulernen.

Arson kam nicht sofort zu sich. Als Whiss jedoch merkte, daß Anzeichen dafür bestanden, atmete er erleichtert auf.

»Na also«, diesmal redete er mit der Stimme Carminia Brados. »Ich hab's ja gewußt, daß es wieder werden würde…« Außer den verschiedenen parapsychologischen Aktivitäten durch die er mit seinen elf ausfahrbaren ›Fühlern‹ fähig war, verfügte über die Gabe, jedes Geräusch und jede Stimme perfekt imitieren zu können. »Gut, daß ich mal nach dem Rechten sah. Man soll die Kleinen nie unterschätzen…«

Er warf noch mal einen aufmerksamen Blick auf den Mann mit der Silberhaut und die Fesseln, die man ihm angelegt hatte. Dann schwang sich Whiss in die Luft und fuhr einen seiner elf Fühler aus.

Mehrere Male gab es ein Geräusch, das sich anhörte, als würde jemand in der Dunkelheit mit einer Peitsche knallen.

Die Fesseln Arsons zerrissen. Die Knoten sprangen auf, als würden kleine Sprengsätze in ihnen gezündet.

Wie selbständige Lebewesen kringelten sich die Schnüre von seinem Körper, ohne daß jemand Hand anlegte. Whiss' parapsychische ›Spielereien‹ wirkten sich auf die tote Materie aus.

Dann fuhr Whiss diesen Fühler ein und ließ einen anderen emporgleiten.

Es war der, mit dem er imstande war, Materie umzuwandeln.

Er konzentrierte sich auf das zusammengeknüllte Tuch in Arsons Mund.

Dann zerging es. Es wurde zu frischem, kühlem Wasser, das vom Mund in den Schlund lief. Arson schluckte mechanisch. Alles bekam er nicht intus. Etwas von der Flüssigkeit lief als schmales Rinnsal an den Mundwinkeln herab.

»Na, tut das nicht gut? Wenn's noch mal vorkommen sollte, laß' ich mir etwas anderes einfallen, Arson… vielleicht wird's dann Whisky oder Wodka…«

Er hatte die Kopfwunde inspiziert. Die Verletzung war zum Glück weniger stark als auf den ersten Blick.

Whiss glaubte, Arson mit gutem Gewissen sich selbst überlassen zu können.

Die beiden Monster, die durch den Spiegel gegangen waren, mußte er verfolgen. Er mußte wissen, was sie im Schild führten.

Er flog in den Spiegel hinein…

*

Die Hitze, die ihm entgegenschlug, raubte ihm den Atem.

Björn Hellmark war von einer Sekunde zur anderen in der trostlosen, heißen Atmosphäre einer Wüste angelangt.

Er nutzte die dünenartigen Erhebungen und oft mannshohen, erdbraunen Steine, um dort kurz zu verharren, von hier aus die Umgebung zu beobachten.

Die Stadt der Monster lag vor ihm. Die kantigen, turmhohen Gebäude hatten die Farbe des heißen Sandes, dessen Hitze er durch die Kleidung spürte.

Seit er sich in Dwylup aufhielt, waren die Bilder aus der Vergangenheit, das Erlebte von damals, wieder lebendiger denn je.

Von dieser Stelle aus kannte er jeden Fußbreit Boden.

Seit damals waren einige Jahre vergangen. In Dwylup aber schien die Zeit nicht weitergelaufen zu sein.

Die Stadt war noch genau so. Es waren keine Gebäude hinzugekommen, keine abgerissen worden. Das fischmaulähnliche Tor, dem er sich vorsichtig genähert hatte, war der Eingang zum Tempel. Zum Tempel des Molochos, in dem das riesige dämonische Antlitz des Schwarzen Priesters als Heiligtum verehrt wurde.

Rechts lag der riesige Knochenwald, von dem Claire Monescue berichtet hatte. Und das war das eigentlich Neue in der Monsterstadt. Diesen Knochenwald – hatte es damals nicht gegeben… Einzelne aus fahlem Gebein bestehende Bäume waren seinerzeit schon vorhanden gewesen. Die gab es auch jetzt noch. Vereinzelt wuchs hie und da einer aus dem trockenen Sandboden. Soweit das Auge reichte, gab es keine grüne Pflanze, kein Gras, keine Blume… hier war das Reich des Todes.

Am Rand von Dwylup gab es noch etwas Neues: Das Wrack der Maschine, in der Owen Longfield und Claire Monescue geflogen waren.

Das Flugzeug lag zur Seite geneigt. Die Propeller waren abgebrochen, ein Tragflügel war völlig zerfetzt, der Rumpf in Bughöhe war eingedellt. Es war erstaunlich, daß die beiden Flieger die Bruchlandung so glimpflich überstanden hatten.

Was ihn am meisten irritierte war die Tatsache, daß weit und breit kein Dwylup-Monster zu sehen war. Er hatte kein Bedürfnis danach, ihnen zu begegnen, aber er wußte, daß es sich nicht vermeiden lassen würde. Davor graute ihm schon.

Unwillkürlich umklammerte er das Schwert fester.

Entweder die unheimlichen Gegner, die in dieser Jenseitsstadt zu Hause waren, hatten sich in dem dichten Knochenbaum-Wald verschanzt oder – sie hielten sich im Tempel auf.

Wenn alle geschlossen dort versammelt waren, hatte das einen Grund.

Rani Mahay!

Durch einen Wirbel war der Inder in eine andere Dimension getragen worden, und alle Anzeichen deuteten darauf hin, daß es sich dabei nur um Dwylup handelte. Die isolierten Monster hatten einen Weg gefunden, die Mauern zwischen den Dimensionen niederzureißen oder zumindest durchlässig zu machen. Die neuentfalteten Aktivitäten schienen in direktem Zusammenhang mit dem Knochenwald zu stehen. Hier berücksichtigte Hellmark Claire Monescues Hinweise.

Geduckt lief Björn auf die abgestürzte Sportmaschine zu. Obwohl weit und breit kein Dwylup-Monster zu sehen war, verhielt er sich weiterhin äußerst vorsichtig. Dwylup war eine Welt, in der man vor Überraschungen nie sicher war.

Vom Wrack aus waren es bis zum Fischmauleingang des Tempels nur noch ein paar Schritte.

Björn richtete sich langsam hinter dem eingedrückten Bug auf, warf beiläufig einen Blick in die zerstörte Kanzel – und da starrte er in das Gesicht eines Dwylup-Monsters, das sich langsam vor ihm erhob.

Zwei Sekunden war Hellmark wie gelähmt.

Er sah den unförmigen, furchteinflößenden Körper und spürte die eisige Kälte, die im gleichen Augenblick von ihm Besitz ergriff und das Blut in seinen Adern erstarren ließ.

Der Anblick des Monsters!

Er war gegen die unheimliche Kraft, gegen den hypnotisierenden Bann, der damit einherging, ebensowenig immun wie andere Sterbliche.

Es gab Menschen, die starben durch die Schockwirkung sofort, bei anderen wieder verzögerte sich dieser Vorgang. Bei Hellmark war es jedesmal so, als würden alle Lebensvorgänge beeinflußt, er fühlte sich wie gelähmt. Seine Fähigkeit, Macabros entstehen zu lassen, war erloschen. Die hypnotische Kraft des Bösen schlug ihm entgegen wie eine Sturmböe.

Er glaubte zu zerfließen, und wußte doch, daß er den Kräften, die in den Monstern steckten, widerstehen konnte. Es fiel ihm zwar schwerer als bei anderen Umständen, denen er im Laufe seines Lebens schon begegnet war, aber er schaffte es.

Das ›Schwert des Toten Gottes‹ schien seinen Arm von allein in die Höhe schnellen zu lassen.

Das Monster beugte sich nach vorn. Auf seinem widerlichen Gesicht mit den ungleichen Augen stand ein triumphierendes, teuflisches Grinsen. Die überlangen dunklen Eckzähne ragten über die rissigen Unterlippen hinaus.

Die Klauen des Unheimlichen wollten nach ihm greifen. Aus der Kehle kam ein zufriedenes Knurren, das mit Worten vermischt war. »Du bist zurückgekommen«, sagte das Monster. »Ich erkenne dich wieder. Diesmal wirst du uns nicht entkommen… Wenn ich will, bin ich wie du…«

Er kannte diesen Ausspruch, den man in Dwylup beherzigte. Wenn es dem Ungetüm gelang, sich seiner zu bemächtigen, dann war er verloren. War sein Körper zerstört, dann war sein Skelett die Beute des Jägers. Durch den direkten Kontakt mit dem Skelett, von dessen Substanz die Teuflischen lebten, war es möglich, daß das Monster zu seinem Ebenbild wurde, das niemand von dem wahren Hellmark unterscheiden konnte. Sie übernahmen die gesamte Persönlichkeit des Toten, mischten sich unter die Menschen und wurden nicht erkannt.

Nur so ließ es sich auch erklären, wieso zwei Dwylup-Monster so lange Zeit unbemerkt und unerkannt auf der Erde lebten.

Hellmarks Waffenhand kam ruckartig nach vorn.
Es ging alles blitzschnell.
Die Klinge bohrte sich in die schuppige Brust. Ein Röcheln drang aus der Kehle des Getroffenen.
Sein Körper kippte nach hinten, die langen Affenarme wurden wie von unsichtbaren Fäden emporgerissen.
Das Monster sackte zusammen. Sein Leib wurde breiig und unförmig und schrumpfte zu einer formlosen Masse, die hinter dem zerstörten Armaturenbrett liegenblieb.
Hellmark perlte der Schweiß auf der Stirn.
Die Monster waren – zumindest was seine Person anbetraf – stärker geworden. Sie hatten in kurzer Zeit eine Entwicklung durchgemacht, die erstaunlich war. Nur noch wenige Menschen würden die Atmosphäre des Grauens und der Angst, die töten konnte, überstehen…
Da wurde er angefallen. Wie aus dem Boden gewachsen, tauchten sie plötzlich hinter ihm auf. Er hatte sie nicht kommen hören und nicht gesehen.
Zwei Dwylup-Monster!
Einen Augenblick stockte sein Herzschlag.
Sie konnten nur aus dem Spiegel gekommen sein.
Zu weiterem Nachdenken kam er nicht mehr.
Schon legten sich wie Stahlklammern die Klauenfinger um seinen Hals und drückten zu.
Hellmark schwindelte. Vor seinen Augen begann die Wüstenstadt zu zerfließen wie eine Fata Morgana. Er wankte und fühlte durch die unmittelbare Nähe eine eigenartige Benommenheit.
Die mußte er abstreifen und sich zur Wehr setzen!
Er hörte einen Signalschrei.
Eines der Monster gab ein Zeichen, und da kamen noch mehr. Sie strömten aus dem Eingang des Fischmaul-Tempels. Es gelang Hellmark, das ›Schwert des Toten Gottes‹ herumzureißen. Unzählige Klauenhände, die nach ihm griffen, hinderten ihn daran, einen kraftvollen Hieb auszuführen.
Doch die Berührung mit der Spitze dieses in magischer Flamme gehärteten Stahls reichte aus, um Wirkung zu zeigen.
Teuflische Geschöpfe, Geister und Dämonen waren der erklärte Feind auch jener schon gewesen, die vor Jahrtausenden die Insel Xantilon bevölkerten. Zu dieser Zeit wurde das Schwert geschmiedet. Es löschte dämonisches Leben aus und verwundete Feinde aus Fleisch, jedoch ohne zu töten. In der Waffe war wie bei einem lebenden Menschen ein Gefühl für den Gegner vorhanden. Es war nicht möglich, mit dem Schwert jemand einen Schaden zuzufügen, der nicht selbst dazu bereit war. So wurden Unschuldige vor Verletzungen und

Tod bewahrt.

Das getroffene Monster sackte in sich zusammen und wurde zu einem formlosen Klumpen, der dunkel und reglos im heißen Wüstensand liegenblieb.

Der hypnotische Bann, der durch die Anwesenheit der Monster ausgeübt wurde, hinderte Hellmark daran, so aktiv zu werden, wie er es gern gewesen wäre.

Er konnte Macabros nicht entstehen lassen, um sich auf diese Weise eine zusätzliche, helfende Hand zu schaffen. Die suggestive Atmosphäre hinderte ihn daran.

Dann hielt er plötzlich kein Schwert mehr in der Hand. Monster entwanden es ihm und hielten seine Hände fest. Die Waffe blieb mit der Spitze im Wüstensand stecken.

Dann machten sich die Monster über den Eindringling her.

Hellmark wurde zusammengeschlagen, obwohl er sich verzweifelt zur Wehr setzte.

Vor der Übermacht und den suggestiven Einflüssen blieb ihm nichts anderes übrig, als zu kapitulieren.

Er merkte kaum noch, wie sie ihn vom Boden emporzogen und im Triumphzug zum Fischmauleingang des Tempels schleppten. Die düstere Atmosphäre des unheiligen Ortes, der Molochos geweiht war, nahm alle auf…

*

Whiss schloß im ersten Moment geblendet die Augen, als er ›auf der anderen Seite‹ ankam.

Die Hitze war unerträglich, die Luft heiß und trocken, und am Himmel schien eine riesige Sonne zu stehen, die alles in unbarmherziges Licht tauchte.

Als die Augen des kleinen Kerls sich endlich an die Helligkeit gewöhnt hatten, mußte er erstaunt feststellen, daß am Himmel überhaupt keine Sonne schien, sondern der Himmel selbst so grell glühte, als wäre er eine einzige Sonne.

Whiss erblickte die Spuren im hitzeflimmernden Sand und folgte ihnen.

Fußabdrücke…

Von einem Menschen – und von Monstern.

Er sah schon von weitem die Umrisse des Flugzeugwracks, und der Schreck durchfuhr ihn, als er das ›Schwert des Toten Gottes‹ im Sand stecken sah. Der mit kostbaren Edelsteinen verzierte Griff der Waffe glitzerte und funkelte.

Der Boden in unmittelbarer Nähe des Wracks war aufgewühlt und zeugte von einem Kampf.

Ein schwarzer formloser Körper, den der kleine, aufmerksame Whiss vorsichtig betastete, war weich und schwammig. Bei genauerem Betrachten waren geschmolzene Schuppen zu sehen. Das gleiche Bild bot der Klumpen hinter dem zerstörten Armaturenbrett.

Whiss konnte sich – mit raschem Blick auf das Schwert – zusammenreimen, was hier geschehen war. Er kannte die Empfindlichkeit der Schergen der Finsternis gegenüber der Kraft, die jenen Instrumenten innewohnte, die der Herr von Marlos benutzte.

Monster waren dem magischen Schwert zum Opfer gefallen. Dies waren ihre Reste. Die Dämonenmaske einzusetzen, dazu hatte Björn Hellmark offensichtlich keine Gelegenheit mehr gefunden.

Whiss flog auf den abgebrochenen Propeller der Maschine und ließ den Blick zur Stadt mit der makabren Fassade und zum Fischmaultempel schweifen.

Der ungebetene Eindringling aus Marlos wußte nicht, was im einzelnen geschehen, welche Situation für Hellmark eingetreten war.

Er wollte es herausfinden.

Die Dwylup-Monster, das wußte er aus den Berichten über Björns Abenteuer in der Jenseitsstadt, waren nicht zu unterschätzen.

Er mußte sie verwirren… und handelte spontan.

Zwei seiner ›Antennen‹ fuhren gleichzeitig aus dem kahlen, glatten Schädel.

Der weiche, reglose Klumpen im Sand vor dem Flugzeugwrack schien unter den geistigen Einflüssen, die Whiss aussandte, zu neuem Leben zu erwachen.

Unsichtbare Hände schienen am Werk, die die Masse formten, kneteten und auseinanderzogen.

Die materieumwandelnde Para-Kraft Whiss' kam voll zur Geltung. Aus dem schwammigen Brocken wurde ein länglicher Körper, der immer menschenähnlicher wurde. Der Farbton hellte sich auf und wurde schließlich fleischfarben. Auf dem Boden lag ein nackter Mann. Er sah Hellmark ähnlich wie ein Ei dem anderen.

Whiss war mit einer ›Plastik‹, die er aus der vorhandenen Substanz neu formte, noch nicht ganz zufrieden.

Mit Hilfe des Wüstensandes, dessen atomare Struktur er ebenfalls veränderte, schuf er die Kleidung, die Hellmark zuletzt getragen hatte.

Nach dreißig Sekunden war das ›Werk‹ vollendet.

Auf dem Boden lag – Björn Hellmark! Steif und tot… Whiss konnte jede Art von Materie beeinflussen und umwandeln, aber er konnte aus einer toten Substanz keine lebendige machen. Wäre er dazu in der Lage gewesen, hätte er es getan, um das, was er im Schilde führte, noch drastischer in Szene zu setzen…

*

Obwohl sie eine starke Beruhigungsspritze bekommen hatte, konnte sie kein Auge schließen.

Der geistige Befehl, den sie aus Dwylup mitgebracht hatte, wirkte in ihr nach wie schleichendes Gift.

Die Kraft des Auftrages war stärker als das injizierte Präparat.

Claire Monescue erhob sich.

Die paradiesische Stille dieser Insel war etwas für sie Ungewohntes. Sie war an die Geräusche in der Stadt gewöhnt.

Die rotblonde Frau trat vorsichtig ans Fenster.

Das sanfte Rauschen der Wellen wirkte beruhigend auf ihre Nerven, vermochte sie aber auch nicht in die Stimmung zu versetzen, die sie ersehnte.

Es bohrte in ihr… Sie kam sich vor wie eine Verräterin. Doch sie konnte nicht anders. Owen war ein Pfand, das die Monster in der Hand hielten. Wenn sie nicht tat, was man von ihr verlangte, war Owen der erste, den sie töteten. Es gab keinen Zweifel daran, daß sie Mittel und Wege wußten, um sie auszulöschen. Die Demonstration mit dem unheimlichen Wirbel, durch den sie erst in die jenseitige Welt gelangten und auf umgekehrtem Weg wieder ausgespien wurden, sprach für sich.

Ich muß es tun, hämmerte es in ihr. Ich habe keine andere Wahl…

Und der Zeitpunkt war günstig.

Niemand kümmerte sich um sie. Die Inselbewohner waren beschäftigt.

Von ihrem Standort hinter dem Vorhang konnte sie auf das Meer blicken.

So entging ihr nicht, daß Carminia, Danielle und Pepe mit einem Fischerboot weit hinausgefahren waren, um die Netze auszulegen. Eine bessere Chance fand sich sicher so schnell nicht wieder!

Claire Monescue war aufgedreht, als hätte sie eine Droge genommen. Die Betäubungsspritze schien sich genau ins Gegenteil verkehrt zu haben.

Die Frau verließ die Blockhütte, schlich zwischen den anderen entlang und nutzte die natürlichen Bodenerhebungen, um sich zu decken.

So erreichte sie die nur zweihundert Meter entfernt liegende Geister-Höhle.

Claire Monescue warf noch mal einen Blick zurück. Ihr Gesicht war unter der Anspannung wie aus Stein gemeißelt.

Das Boot befand sich noch immer draußen auf See, und die Insassen waren auf ihr Manöver nicht aufmerksam geworden.

Es gab niemand, der sie beobachtete.

Da irrte sie sich gewaltig!

Zwei wimpernlose Augen in einem kugelrunden Schädel hatten sie erspäht.

Jim, der Guuf, sah, wie Claire Monescue in die Geister-Höhle huschte…

*

Die Decke wölbte sich wie ein Kirchenschiff über ihr.

Claire Monescue war fasziniert von der Ausdehnung und Gestaltung der Höhle.

Ein geheimnisvoller Schein lag in ihrem Innern, der direkt aus den Wänden zu kommen schien.

Da waren die Stufen. Steinerne Throne standen darauf. Auf jedem ein Skelett, das in einen andersfarbigen Umhang gehüllt war, ganz oben ein leerer Thron…

Sie fand alles so vor, wie es der Priester in Dwylup beschrieben hatte. Seine Kenntnisse über die Örtlichkeit waren frappierend.

Claire eilte die Stufen nach oben, sah nicht nach links, nicht nach rechts und warf auch keinen Blick zurück, sonst wäre ihr wahrscheinlich doch der Schatten aufgefallen, der flüchtig am Höhleneingang auftauchte. Jim verbarg sich hinter einem Felsvorsprung und beobachtete, was die Fremde tat.

Sie hatte die obere Stufe erreicht. Dort stand der leere Steinsitz, in dessen Sockel der Name BJÖRN HELLMARK eingemeißelt war.

Claire Monescue klappte den Deckel der Schatulle auf. Sie war samtgefüttert. Vier faustgroße, rote Gebilde lagen darin, die aussahen wie ungeschliffene Rubine.

Die versteinerten Augen des Schwarzen Manja!

Die Frau handelte wie in Trance, als sie ein Auge herausnahm, die Schatulle wieder zuklappte, das erbeutete Objekt unter ihrem Rock verbarg und schnell die Stufen nach unten eilte.

Zu diesem Zeitpunkt hatte Jim die Geister-Höhle wieder verlassen. Er hatte genug gesehen, befand sich bereits jenseits der Bucht im Wasser und beobachtete von dort aus die Diebin, wie sie wieder in ihrer Blockhütte verschwand.

Jim ließ sich vollends ins Wasser gleiten, schwamm eine Zeitlang unter der Oberfläche und tauchte erst weiter draußen auf See wieder auf.

Mit kraftvollen Schwimmbewegungen näherte er sich dem Fischerboot.

Als er neben der Bootswand auftauchte und Pepe gerade einen schwachen Fang an Bord zog, verdrehte der Junge aus Yucatáns Urwäldern die Augen.

»Ist ja kein Wunder, daß wir nichts fangen«, maulte er. »Wenn Jim

in der Nähe ist, vergrault er uns die ganzen Fische. Die geben ihren Geist ja auf bei seinem Anblick…«

Nur Pepe konnte sich erlauben, so mit dem Guuf zu sprechen, ohne daß er das übelnahm.

»Wenn das schon die ganze Zeit so geht«, konterte Jim, »ist es wohl sicher, daß du die Schuld bei dir suchen mußt. Die können dich nicht riechen, die haben etwas gegen dich…«

»Wie die Alten – so die Jungen«, warf Carminia ein. »Wenn man euch beide hört, könnte man meinen, Björn und Rani vor sich zu haben.«

»Fehlt bloß noch Whiss. Der gibt doch auch seinen Senf immer dazu«, krähte Pepe.

»Ich bin nicht gekommen, um mit dem komischen Kerl zu streiten«, entgegnete Jim. »Ich habe etwas gesehen, Carminia. Die Fremde, die seit kurzem auf der Insel ist, war in der Geister-Höhle. Sie hat ein Auge des Schwarzen Manja gestohlen…«

Carminia und Danielle sahen sich stumm an. Selbst Pepe wurde ernst.

»Da stimmt etwas nicht«, murmelte die Brasilianerin. »Danke, Jim, für den Tip. Ich werde mich darum kümmern. -Pepe, Netze einholen, wir fahren an Land zurück. Als ausdauernder Schwimmer, Jim, wiederholst du die ganze Strecke noch mal retour. Damit sie nichts merkt. Schwimm' hinter dem Boot her…«

Pepe nickte. »Aber halt' Abstand«, ermahnte er den Freund. »Nicht, daß du dich in einem Netz verfängst und wir dich nachher aus Versehen für einen Fisch halten und zum Trocknen aufhängen…«

*

Arson schlug die Augen auf und schüttelte die Benommenheit ab wie ein Hund das nasse Fell.

Der Mann mit der Silberhaut richtete sich auf und wußte sofort, daß er wie ein Anfänger in eine Falle getappt war und fluchte leise.

Er tastete nach seinem schmerzenden Schädel und erhob sich. Beim Aufstehen registrierte er die entknoteten Fesseln und fragte sich verwirrt, wie das zustande kam…

Er fuhr sich durch die Haare, knipste seine Taschenlampe an und durchsuchte zunächst das ganze Haus nach dem sauberen Pärchen, das ihn aufs Eis geführt hatte.

Es war nirgends zu finden.

Dann stand er vor dem Spiegel. Hatten sie ihn benutzt?

Arson zögerte nur eine Sekunde. Er mußte sich Gewißheit verschaffen. Da der Spiegel nicht gestohlen worden war; hatte er den Eindringlingen vermutlich als Mittel zum Zweck gedient. Es war das

eingetreten, was Björn Hellmark erwartet hatte.

»Und ich Trottel hab' mich täuschen lassen!« murmelte er und griff sich an den Kopf.

Der Mann mit der Silberhaut stieg vorsichtig in den Spiegel.

Er hatte das Gefühl, in einen Tunnel zu treten, in dem ferner, schwacher Lichtschein bereits das andere Ende ankündigte.

Doch Arson brauchte nur einen zweiten Schritt zu tun und verließ das dräuende Dunkel, trat ein in die gleißende, heiße Wüstenwelt und sah die Konturen der in der Hitze flimmernden Häuser.

Einen Moment wartete Arson, bis sich nach der Dunkelheit in der alten Poststation seine Augen an die Helligkeit gewöhnt hatten.

Er erblickte den unheimlichen Wald mit den Knochenbäumen, sah in der Ferne die abgestürzte Sportmaschine und ging langsam darauf zu, als er sicher war, daß sich kein lebendes Wesen in der Nähe befand.

Arson warf einen Blick zurück.

Hinter ihm endlose, hitzeflimmernde Wüste. Die Stelle, an der er angelangt war, wurde von ihm markiert. Da entdeckte er, daß schon jemand einen Stein hierhergelegt hatte. Er konnte nur von. Björn Hellmark stammen, der sich auf diese Weise den Ort für seine Rückkehr fixiert hatte.

Björn war von den beiden Fremden verfolgt worden!

Zwei Personen – waren sie identisch mit den Monstern, von denen man nicht wußte, in welcher Gestalt sie unter den Menschen lebten? Wenn es so war, dann hatten sie erstaunlich schnell Wind vom neuen Standort des Spiegels erhalten… Im Reich der Finsternis schien die Kommunikation vortrefflich zu funktionieren.

Arson begann zu rennen.

Er lief auf das Wrack und die Stadt zu, die einen verlassenen, toten Eindruck machte.

Da prallte er zurück wie vor einem unsichtbaren Wand.

Vor ihm lag reglos ein Mann im Wüstensand.

Arson ging in die Hocke.

Nur wenige Meter von dem Wrack entfernt stieß er auf eine Leiche, die er hier nicht erwartet hatte.

Es war – Björn Hellmark…

*

Sie ließen sich nichts von ihrem Wissen anmerken, als sie anlegten.

Während Danielle und Pepe damit begannen, den Fang zu ordnen und zum Trocknen vorzubereiten, ging Carminia Brado zur Hütte, in der Claire Monescue untergebracht war.

Auf halbem Weg dorthin wurden plötzlich die Vorhänge

zurückgezogen, und Björns spezieller Gast zeigte sich am Fenster.

»Oh«, sagte Carminia verwundert und lächelte. »Das überrascht mich. Ich wollte gerade nach Ihnen sehen, Claire… Ich war davon überzeugt, Sie würden fest schlafen…«

»Ich kann nicht, es tut mir leid, Carminia, daß ich Ihnen diese Mühe bereite.«

»Sie bereiten mir keine Mühe, meine Liebe.«

»Doch…ich kann kein Auge schließen, ich bin übernervös… ich fühle mich wohl hier – und doch zieht es mich zu ihm.«

»Zu wem?«

»Zu Owen Longfield.«

»Das kann ich verstehen. Sie wissen nichts über das Schicksal dieses Mannes?«

Claire Monescue nickte. »Als ich ihn verließ, ging es ihm nicht gut. Ich habe Angst, daß sie ihn verfolgen werden.«

»Wir können ihn umgehend hierher holen, wenn der Arzt es zuläßt.«

»Ich wäre schon beruhigt, wenn ich ihn sehen könnte. Björn hat mich wissen lassen, daß ich jederzeit…«

»Aber selbstverständlich!« Carminia kam ihr sofort entgegen. »Marlos soll kein Gefängnis für Sie sein, Claire. Wenn Sie meinen, Mister Longfield sehen zu müssen, bringe ich Sie gern zu ihm.«

»Ich weiß nicht, wie ich Ihnen danken soll, Carminia.«

*

Die Brasilianerin faßte Claire Monescue an der Hand.

Carminia war die Missionsstation durch Hellmarks Bericht bekannt, und sie wußte auch, in welchem Zimmer Owen Longfield lag. Sie stellte sich den Ort bildlich vor – und ›sprang‹ dann. Die Teleportation war ein Kinderspiel und für sie so vertraut wie ein Spaziergang. Für Claire Monescue geschah es zum zweiten Mal in ihrem Leben, daß sie mit Hilfe einer Mittelsperson dieses Erlebnis hatte.

Sie materialisierten mitten in dem Raum, in dem Owen Longfield zurückgelassen worden war. Auf dem Nachttisch stand eine Karaffe mit frischem Wasser.

»Owen?« fragt Claire Monescue leise. »Schläfst du?«

»Nein«, antwortete Longfield. »Ich habe auf dich gewartet.«

Claire Monescue atmete tief durch. Sie warf einen stummen, vielsagenden Blick auf Carminia Brado.

Die Brasilianerin lächelte. »Ich werde gehen. Wie mir scheint, geht es Ihrem Freund besser… zumindest ist er wieder ansprechbar. Wann soll ich Sie wieder holen, Claire? In einer halben Stunde, einer

Stunde?«

»Kommen Sie bitte in einer Stunde zurück.«

Carminia nickte. Wie zufällig berührte sie – ohne daß die anderen in dem dämmrigen Zimmer etwas bemerkten – den Armreif, den sie vor der Teleportation und dem Gespräch mit Claire Monescue aus der Geister-Höhle geholt hatte.

Es war Velenas Armreif, der in Björns Trophäensammlung eine besondere Rolle spielte. Er verlieh Unsichtbarkeit, wenn er am Armgelenk in eine bestimmte Richtung gedreht wurde.

Als Carminia Brado verschwand, war es für Claire Monescue so, als hätte sie sich nach Marlos teleportiert.

In Wirklichkeit stand die Brasilianerin – unsichtbar – weiter im Raum, sah, hörte alles.

Es war ungewöhnlich, so etwas zu tun. Doch in Anbetracht der besonderen Umstände kannte sie keine Skrupel.

Es ging um den Erfolg der achten Aufgabe Hellmarks, es ging um Marlos, es ging um das Schicksal der Menschen, die auf sie hofften und vertrauten, um das Schicksal der Welt.

»Hast du's geschafft?« fragte Owen Longfield und richtete sich auf.

Nicht nur die unsichtbare Carminia war überrascht über die hervorragende Verfassung, in der Longfield sich präsentierte. Nach Hellmarks Bericht stand der Pilot unter einem schweren Schock.

»Es… geht… dir erstaunlich gut«, murmelte Claire Monescue.

»Hast du's geschafft?« wurde sie wieder gefragt.

»Warum drängst du so?« fragte sie befremdet. »Freust du dich denn gar nicht, mich zu sehen?«

»Doch, sehr. Schließlich geht es um unsere Freiheit…«

Sie nahm den verborgenen Stein unter dem Gürtel ihres Rocks hervor.

Owen Longfields Atem wurde schneller.

Er nahm den rubinroten Stein entgegen. »Wunderbar«, wisperte er erregt, »nun wird es bergauf gehen… der Bann ist gebrochen…« Sein Gesicht nahm einen teuflischen Ausdruck an.

»Owen? Was ist denn los? Was hast du denn? Du kommst mir… so fremd vor…«

»Ich werde dahin zurückkehren, woher ich gekommen bin.«

»Wie meinst du das, Owen?« Sie wich vor ihm zurück. Die Art und Weise, wie er sich gab, erschreckte sie plötzlich.

»Wir haben, was wir wollten – und dich, brauchen wir nicht mehr. Ich warte auf die neue Situation, die mein Volk herbeiführen wird. Es ist ein Versuch, aber er wird gelingen. Bei Menschen ist es in der letzten Zeit oft gelungen. Wir haben es vollbracht, die Wand in diese Welt zu durchbrechen. Molochos' erstarkende Kraft hat uns den Weg über die Bäume gezeigt. Sobald sich über diesen Teil der Welt, in dem

wir angekommen sind, neue elektrische Spannungsfelder bilden, die zu einem Gewitter führen, werden diese Spannungsfelder in Dwylup registriert, aufgenommen und verstärkt zurückgeworfen. Für Sekunden oder noch mal Minuten entsteht ein Sog, den wir steuern können. Und in diesem Sog werden wir verschwinden. Ich hoffe, daß ich mitkommen kann, denn ich bin anders als du. Ich gehöre nach Dwylup, ich bin kein Mensch – bei Menschen gelang bisher der Übergang. Aber das soll nicht mehr meine Sorge sein. Wenn ich zurückbleiben muß, wird es ein Opfer sein, das ich gern bringe. Es geschieht, um meinem Volk die Vormachtstellung einzuräumen, die ihm gebührt…«

»Owen?« flüsterte Claire Monescue verwirrt. Sie wich weiter zurück. Und wäre die unsichtbare Carminia Brado nicht schnell einen Schritt zur Seite getreten, wäre sie mit der rotblonden Frau zusammengestoßen. Sie war nur unsichtbar, aber nicht körperlos. »Du bist mir so fremd… Was redest du da? Wieso behauptest du, daß du kein Mensch mehr bist?«

»Weil es die Wahrheit ist. Eine der wenigen Wahrheiten, zu denen wir stehen…« Er lächelte grausam und kam auf sie zu. Sie stand mit dem Rücken zur Wand und konnte nicht mehr weiter zurückgehen. »Ich wollte Owen Longfield sein, und ich wurde es. Wenn ich will, bin ich wie du…, aber das hat noch Zeit. ›Drüben‹ wird sich alles entscheiden. Dieses Manja-Auge ist von großer Bedeutung. Eines wurde uns entwendet. Von dem Mann, der sich Björn Hellmark nennt und der ein Todfeind unserer Macht ist. Wir werden mit den gleichen Mitteln zurückschlagen, die er eingesetzt hat. Ein Manja-Auge brachte die Wende in Dwylup für ihn – ein Manja-Auge aus seinem Besitz bringt uns neue Kraft…«

Carminia Brado fieberte, als sie hörte, worum es ging.

»Noch in dieser Nacht wird ein neues Gewitter kommen. Wir brauchen nur darauf zu warten und hinauszurennen, wenn es am stärksten ist. Bis dahin werden wir uns noch gedulden und ruhig verhalten müssen.«

Und dann veränderte er sich…

Aus Owen Longfield wurde – ein Monster aus Dwylup!

»Der Mann, den du zu treffen hofftest, ist schon lange tot.« Es schien ihm eine besondere Genugtuung zu bereiten, dies zu erwähnen, und ihre panische Angst zu erkennen, die sie mit jeder Faser ihres Körpers ausdrückte.

Claire Monescue wollte schreien. Da preßte das Monster seine schuppige Klauenhand auf ihren Mund.

Dies war der Moment, wo Carminia Brado nicht mehr länger wartete.

Sie hatte genug gesehen und gehört, um ihre Entscheidung zu

treffen. Jedes Zögern wäre jetzt sträflicher Leichtsinn gewesen.

Unsichtbar wie sie war, versetzte sie sich in die Geister-Höhle nach Marlos zurück.

In der Schatulle lagen noch drei Manja-Augen. Sie nahm zwei heraus und hatte einen Moment eine seltsame Vision, die ihr kaum bewußt wurde.

Die Schatulle zeigte sich – leer, als hätte sie die drei noch restlichen Augen an sich genommen. Dann tauchte das dritte Auge wieder aus dem Nichts auf…

Carminia versetzte sich in aller Eile in das Zimmer zurück. Sie sah gerade noch, wie Claire Monescue vor dem Monster die Augen verdrehte und bewußtlos wurde.

Da stand die Brasilianerin schon hinter dem Ungeheuer aus Dwylup. Mit beiden Händen preßte sie die Manja-Augen auf den Rücken des Monsters.

Ein markerschütternder Schrei fiel.

Das Monster warf die schuppigen Arme empor.

Die Manja-Augen, geführt von einer Person, die ihr Leben dem Kampf gegen das Böse geweiht hatte, wirkten in ihrer Konzentration. Wie zwei Glutbälle sanken die faustgroßen, versteinerten Augen in den Rücken des Todfeindes und hinterließen tiefe Löcher. Der Körper sackte in sich zusammen, als wäre er innen hohl. Die Oberfläche begann zu schmelzen.

Dumpf polternd fiel das Manja-Auge, das das Monster an sich genommen hatte, auf den Boden.

Dieses Auge hatte ihm keinen Schaden zugefügt, aber schon zwei von ihnen wurden ihm zum Verhängnis.

Von »Owen Longfield« blieb nichts mehr übrig. Die dunkle Lache trocknete rasch weg.

Carminia Brado drehte den Armreif in die Ausgangsstellung zurück und wurde sichtbar.

Sie kümmerte sich um Claire Monescue, die besinnungslos auf dem Boden lag.

»Ich glaube, Claire«, murmelte Carminia, »das war etwas zuviel für Sie. Es wäre besser gewesen, wenn Sie auf der Insel geblieben wären. Sie hätten fast eine Dummheit begangen – fast…«

Mit Claire Monescue und den drei Manja-Augen kehrte sie rasch nach Marlos zurück.

Als sie die drei Objekte wieder in die Schatulle legte, waren es wieder vier, und sie war überzeugt davon, vorhin – in der Aufregung – die Schatulle einen Moment leer gesehen zu haben.

Der Angriff eines Dwylup-Monsters, das mit Claire auf die Erde gekommen war, konnte von ihr abgeblockt werden. Die Gefahr von dieser Seite war gebannt. Ein Hinterhalt, in den Hellmark

offensichtlich gelockt werden sollte, war damit zunichte gemacht…

*

Doch was auf der anderen Seite der Welt geschehen war, kam ihm in diesem Moment noch nicht zugute.

Sie schleppten ihn in den Tempel. Die riesige, domartige Halle wirkte unheimlich und betäubend. Überall brannten aus Löchern im Boden kleine Feuer, schwängerten die Luft mit Rauch und setzten ihren Sauerstoffgehalt herab.

Wie durch einen Schleier nahm er die Umgebung wahr. Er setzte seine ganze Willenskraft gegen die Schwäche ein, die ihm mit hypnotischer Gewalt aufgezwungen wurde.

Dann wurde er zu Boden gestoßen. Man legte ihm Fesseln an.

»Man kann’s drehen und wenden, wie man will«, sagte da eine vertraute Stimme neben ihm, »aber irgendwie kommen wir beide doch immer wieder zusammen.«

Rani Mahay!

Der Freund lag gefesselt neben ihm, mitten in der Opfermulde unter dem riesigen Antlitz eines dämonischen Wesens, von dem behauptet wurde, es handelte sich um Molochos.

»Ich bin eigentlich gekommen, um dir zu helfen«, preßte Hellmark zwischen den Lippen hervor, die Benommenheit abschüttelnd. »Jetzt liegen wir beide flach…«

»Sie führen nichts Gutes im Schild, sie sind sehr siegesgewiß. Ich hatte bereits eine erste Auseinandersetzung mit einem von ihnen, die hier so etwas wie eine Priesterrolle verkörpern. Sie wollen Molochos neue Kraft zuführen.«

»Was eigentlich schizophren ist«, bemerkte Hellmark leise. »Molochos steht auf unserer Seite. Er hat seinem Dämonenleben längst abgeschworen. Es ist überhaupt erstaunlich, daß die Verehrung für ihn noch existiert. Die Monster in dieser Stadt leben noch genau so, als wäre Molochos mitten unter ihnen…«

»Und genau das, Björn, bereitet mir Sorgen«, wandte der Koloß von Bhutan ein. »Bis hierher scheint die Kunde noch nicht gedrungen zu sein, daß er für diese Firma nicht mehr zur Verfügung steht. Aber alle Rituale, die hier, ausgeführt werden, betreffen nach wie vor ihn und werden in seinem Namen begangen. Hoffentlich gelingt es den Kerlen nicht, seine Seele zu rufen und in ihren Bann zu ziehen… das wäre ein Weg.«

»Du denkst noch an einen zweiten?«

»Ja. Daß Molochos’ Kraft hier noch immer nachwirkt. Das Böse, das ja durch Rha-Ta-N’mys Beschwörung und durch seinen Lebenswandel angesammelt wurde, ist hier noch konzentriert…«

»Ich wünschte nur, daß du unrecht hättest, Rani…«

Ein Schatten fiel über sie.

Zwei Monster-Priester mit fischköpfigen Gesichtern und giftgrünen Umhängen bauten sich vor ihnen auf.

Rot prasselten die Feuer. Der Widerschein tauchte die Monster-Priester und die beiden Gefangenen in blutfarbenen Schein.

Alle diese Bilder waren Hellmark nicht fremd. Schon mal war er hier gewesen.

Da trug das Dämonenantlitz über ihnen noch ein rotfunkelndes Auge. Es war das erste Manja-Auge, das für dämonische Zwecke benutzt wurde, obwohl es heiligen Ursprungs war. Er entfernte dieses Auge seinerzeit und schuf damit, eine Fluchtsituation. Doch seit damals hatte sich einiges geändert. Die Macht der Dwylup-Monster schien tatsächlich gefestigt, und die Priester, die ihre Instrumente bereitmachten, um sie zu töten, freuten sich, auf die Veränderungen hinzuweisen.

Die beiden Fischgesichtigen hielten große, zangenähnliche Geräte in der Hand, die mit rasiermesserscharfen Scheren versehen waren. Damit ließen sich ihre Köpfe abzwicken wie Blüten einer Pflanze.

»Du hast damals das Auge gestohlen – und du sollst der erste sein, der sterben wird, sobald es wieder in unseren Besitz gelangt«, sagte der vorderste Monster-Priester. »Es wird festigen, was neu begonnen wurde. Molochos wird die Opfer dankbar annehmen.«

»Molochos ist tot!« stieß Hellmark hervor. »Es gibt ihn nicht mehr. Er hat eure Gefilde verlassen…«

»Molochos lebt! Und er wird intensiver leben als je zuvor«, lautete die rätselhafte Erwiderung. »Er hat seine ganze Kraft in den Schleier des Übergangs gesteckt.«

»Schleier des Übergangs?« murmelte Hellmark wie im Traum. Ein seltsamer Begriff.

»Er entsteht über dem Wald der Knochenbäume… er hat sich stark vermehrt. Unsichtbare geistige Fäden reichen von hier hinüber in die Welt, aus der du kommst und aus der einer unseres Volkes unversehrt zurückkehren konnte. Nach langem Aufenthalt in seiner Gestalt als Mensch. Den zweiten hast du getötet. Auch dies ist ein Grund, dich zuerst auszulöschen.«

Und dann erklärte der Monster-Priester, welche besondere Bedeutung der Knochenwald für Dwylup hatte.

Seit jeher wuchsen die Bäume in der Wüste. Sie waren Nahrung für die Monster. Starb ein Opfer durch ihren Anblick, löste sich grundsätzlich das Gewebe auf und wurde zu mehlfeinem Staub. Die es getötet hatten, besaßen das Recht, das Skelett zu verspeisen.

Auch die Bäume waren Skelette, ähnlich aufgebaut wie die Substanz menschlicher Knochen.

Das Wunschdenken aller in Dwylup lebenden Monster und die Kraft des Bösen hatte die Bäume zu einer neuen Entwicklung veranlaßt. Die Knochenwälder wurden dichter und die Kraft, die dort geballt vorhanden war, ließ sich von Zeit zu Zeit loslösen und hinausschleudern in die dritte Dimension der Menschenwelt. Bisher war es nur möglich, die Kräfte in einem umrissenen Bezirk entstehen zu lassen.

Sie wurden von den starken, elektrischen Kräften, die bei einem Gewitter entstanden, voll wirksam, und in dem Augenblick, da sich beide ›Naturerscheinungen‹ berührten, kam es zu einer Art Kulminationspunkt. Die Kräfte wirkten miteinander, und für kurze Zeit entstand ein Loch zwischen Dwylup und der Menschenwelt…

Aus der Not hatten die Monster der Jenseitsstadt eine Tugend gemacht.

Als sie keinen Weg mehr sahen, über magische Spiegel in die Menschenwelt zu kommen, eröffneten sie sich kurzerhand einen anderen Zugang. Der entwickelte sich langsam zu einer tödlichen Gefahr…

Hellmark spannte mit aller Kraft seine Muskeln an. Er arbeitete daran, seine Fesseln zu sprengen. Aber die saßen fest wie angegossen. Wenn es ihm nur gelänge, die Dämonenmaske aus der Tasche zu ziehen! Dies wäre noch eine Waffe gewesen, eine Bresche in die Reihen der Unheimlichen zu reißen…

»Manchmal werden Wünsche wahr, wenn man nur richtig daran glaubt…«, sagte da eine leise Stimme in seinem Bewußtein. Im ersten Moment war er der Überzeugung, daß es sich nur um Al Nafuur, seinen Geistführer aus dem Reich zwischen Leben und Tod handeln könne. Aber dann begriff er. Das war Whiss! Obwohl sie schon so lange zusammen waren, lernte er immer wieder neue Seiten an dem ungewöhnlichen Kerl kennen. Jetzt erwies er sich als Telepath.

»Ich bin's, richtig. Und jetzt geht's rund, bevor die anderen merken, was los ist. Brrr, sie sehen ja scheußlich aus… Man kann ihren Anblick kaum ertragen… Wenn ich mich noch länger hier aufhalte, vertrockne ich wie ein Kaktus…«

Hellmark bemerkte, wie seine Fesseln plötzlich nachgaben. Die Monster ringsum merkten davon nichts.

Ein Blick aus den Augenwinkeln… Auch Rani Mahay, der von seinem kleinen Freund ebenfalls die telepathische Botschaft erhalten hatte, bewegte plötzlich seine Hände. Die Knoten seiner Fesseln hatten sich durch Whiss' parapsychische Kräfte gelöst.

Hellmark und Mahay sahen sich nur an. Dann handelten sie.

Björn zog blitzschnell die Dämonenmaske aus der Tasche. Dies alles mußte geschehen, ehe die versammelten Monster begriffen, was geschah, und sie ihre dämonische Hypnosemauer wieder errichten

konnten, die sie in ihrer Bewegungs- und Aktionsfreiheit einschränkte.

Ruckzuck kamen seine Hände in die Höhe, und er stülpte die wie ein Damenstrumpf aussehende Maske über seinen Kopf.

Da veränderte sich sein Aussehen.

Für menschliche Augen entstand ein Totenschädel, der belebt war. Für die Augen der Dämonen und Monster aber war es ein unbeschreiblicher Anblick, der Bewegung in ihre Reihen kommen ließ, als Hellmark auf die Beine sprang.

Die beiden Monster-Priester in seiner unmittelbaren Nähe zerschmolzen. Große, beulenartige Tropfen lösten sich aus den Leibern und klatschten auf den Boden.

Wimmern und Jammern erfüllte den domartigen Tempel. Entstellte Fratzen umgaben die beiden Freunde, die ihren Fluchtweg Richtung Ausgang sofort einschlugen, um die Benommenheit und Zeit der Auflösung der Monster voll auszunutzen.

Die Dämonenmaske erwies sich mal wieder als eine äußerst wirksame Waffe gegen die Geschöpfe der Finsternis, gegen die Geschöpfe, die dem Leben widersprachen.

Hellmark und Mahay wurden nicht aufgehalten. Keiner wagte nach ihnen zu greifen. Wo Björn mit der Dämonenmaske auftauchte, entstand in den Reihen der Unheimlichen eine Lücke. Andere suchten ihr Heil in der Flucht.

»Sie werden wieder von vorn beginnen, wenn man sie nicht endgültig schlägt«, sagte da eine helle, gut verständliche Stimme über ihnen. Der kleine Whiss jagte mit heftigen Flügelbewegungen mit ihnen dem Ausgang entgegen. Drei seiner elf ›Antennen‹ waren ausgefahren, und man sah ihm die Anstrengung an, der er sich unterwarf, um die Dinge zu einem guten Abschluß zu bringen. »Der Knochenwald, von dem sie soviel erzählt haben, gefällt mir nicht… sie können ihn jederzeit wieder gebrauchen. Dagegen sollte man etwas tun, wenn man kann…« Er redete überhastet und japste nach Luft, als wäre er am Ende seiner Kraft.

Die Freunde erreichten den fischmaulartigen Tempelausgang. Das ›Heiligtum‹ der Monster war erfüllt von Heulen und Schreien. Es hörte sich furchtbar an.

»Wenn es uns jetzt gelingt, mit heiler Haut davonzukommen«, stieß Hellmark hervor, während er sein Tempo forcierte, »dann haben wir fast erreicht, was die achte Botschaft bezwecken sollte: die beiden Monster aus Dwylup aus der Welt heraus- und hierherlocken, den Weg nach drüben wieder versperren…«

»Und den Knochenwald roden!« meldete sich Whiss.

Sie waren in der Stadt. Die winkeligen Gassen, in denen die Hitze nistete, die sie wie ein Tier anfiel, waren leer.

Vor ihnen lag die Wüste. Wie ein Schemen tauchte dort eine

silberne Gestalt auf.

»Arson?!«

Sie waren nicht minder überrascht wie der Mann mit der Silberhaut.

»Björn – du?« Er glaubte seinen Augen nicht trauen zu können. Die Leiche des Herrn von Marlos lag doch in der Nähe des Flugzeugwracks!

Ein schneller Gedanke Whiss' löste das Rätsel.

»Nichts wie weg hier! Es wird noch fürchterlicher!« mahnte der Kleine. »In Dwylup wird man zum erstenmal erleben, wie es ist, wenn es eine Überschwemmung gibt.«

Er konnte sich kaum noch in der Luft halten. Sein Körper zitterte, als er einen fünften und sechsten Fühler ›ausfuhr‹.

Ein Rauschen lag plötzlich in der Luft. Während alle dem Punkt entgegeneilten, den Björn Hellmark gekennzeichnet hatte, wandten sie die Köpfe in die Richtung des Geräusches.

Es schien, als würde ein gewaltiger Wind in die fahlen, bleichen Äste und Stämme fahren. Der Knochenwald wogte wie ein Ährenfeld.

Die Zweige und Stämme verflüssigten sich und schwappten als Wasserwand über den Wüstensand. Dampf stieg auf, und gewaltige Wassermengen fluteten auf die Monsterstadt zu.

Dort hatten sich die Bewohner inzwischen wieder gefangen. Sie setzten den Flüchtlingen nach, auch wenn sich einige Verfolger beim Anblick der Dämonenmaske auflösten.

Einige Verfolger hielten durch, kamen ihnen bedrohlich nahe und waren auch von der Flutwelle schon so weit entfernt, daß sie nicht mehr mitgerissen und in die Stadt hineingespült wurden.

Totenschädel lösten sich von den Hausfassaden und schwammen wie umgestülpte Schüsseln auf den Wogen eines Flusses, der durch die Gassen und Straßen brauste.

Viele Monster ertranken, andere wurden durch die Gewalt der Flutwelle weit zurückgeschleudert und landeten irgendwo in fernen Winkeln der Monsterstadt, von wo aus sie den Fliehenden nicht mehr gefährlich werden konnten.

Arson erreichte zuerst den Fixpunkt. Er verschwand vor den Augen der Freunde.

Dann Rani Mahay, danach Whiss.

Hellmark bildete den Schluß.

Er warf noch einen Blick zurück. Zwei Monster standen ihm genau gegenüber. Das eine zerfloß beim Anblick der Maske, das andere warf sich ihm entgegen, wenn auch unter Heulen und Zähneklappern.

Hellmark kippte nach hinten und verschwand aus der Welt, in der Whiss' Geist ein wahres Chaos hinterlassen hatte.

Björn kam durch die Wand und befand sich im gleichen

Augenblick im Hinterzimmer der kleinen Poststation.

»Weg mit dem Spiegel!« Er zog ihn sofort beiseite, um Dinge zurückzuhalten, die außer ihnen noch mitkommen konnten.

Er reagierte gerade noch rechtzeitig.

Rani drückte den Spiegel auf die Seite. Da hörten sie einen markerschütternden Schrei.

Er kam aus der Wand, an die der Spiegel die ganze Zeit über gelehnt stand.

Ein Monsterkopf zeigte sich.

Er hing fest in der Steinwand und zerfloß beim Anblick der Dämonenmaske. Auch einige kleine Rinnsale folgten nach. Reste des Wassers, das die Stelle erreichte, wo der Fixpunkt für den ›Einstieg‹ gewesen war.

»Geschafft!« Hellmark jubelte. »Whiss ist der Held des Tages. Rani, Arson – was hätten wir nur ohne ihn getan… Wenn du nicht so klein wärst, Kleiner, würde ich dich jetzt ans Herz drücken. Aber ich habe Angst, daß ich dir ’ne Falte in die Flügel quetsche…«

Whiss sah elend aus. »Ich will… weder ’nen Lorbeerkranz aufs Haupt gesetzt haben… noch ans Herz gedrückt werden… ich bin todmüde…« Er zitterte am ganzen Körper wie Espenlaub. Er hatte Mühe, die noch halb ausgefahrenen Fühler vollends zurückzuziehen. Er hatte sich verausgabt bis an die Grenzen seiner Leistungsfähigkeit. »Ich will nur… eins… ich laß’ mich jetzt ins nächste Palmbett fallen…«

Bis nach Marlos kam er gar nicht mehr.

Er fiel in Ranis Hände, der ihn geistesgegenwärtig auffing und schützend die Finger über ihm schloß.

Mit dem im Erschöpfungsschlaf liegenden Whiss und dem Spiegel der Kiuna Macgullyghosh kehrten alle nach Marlos zurück…

*

Hier kam alles zur Sprache.

Ihr Erfolg – und auch jene unbequeme Tatsache, daß Claire Monescue in der Hoffnung, sich ›Freiheit erkaufen‹ zu können, zur Diebin geworden war.

Sie hatte zu diesem Zeitpunkt nicht wissen können, daß Owen Longfield bereits längst ein Opfer der Dwylup-Monster geworden war. Eines der Monster hatte Kontakt mit seinem Skelett gehabt und seine Gestalt übernommen…

»Es scheint, als wäre Rha-Ta-N’my aktiv geworden. Es müssen Hinweise nach ›drüben‹ gesickert sein, die von unserer Seite nicht gekommen sein können. Sie hat erkannt, daß ich die Wege in ihr Reich eingeschlagen habe. Das macht für uns zwar einiges

schwieriger, Freunde, aber es ist kein Grund, um aufzugeben. Diesen Gefallen tun wir dem Biest nicht… Und jetzt entschuldigt mich bitte. Ich muß noch einen Freund besuchen, er liegt im Krankenhaus. Ich hoffe, daß sein Fieber inzwischen unter Kontrolle gebracht werden konnte und er mich wieder erkennt. Richard Patrick hat ein Recht darauf, zu erfahren, was sich abgespielt hat, und daß es uns gelungen ist, die beiden Dwylup-Monster zurückzuschicken. Die Welt ist um eine Gefahr ärmer…«

Mit Macabros versetzte er sich kurz darauf in das betreffende Krankenhaus.

Patrick ging es in der Tat besser, und er freute sich, als Hellmark auftauchte.

Sie hatten sich viel zu erzählen, und als Björn sich nach zwei Stunden verabschiedete, bedauerte der Kranke das.

»Du wirst bald mehr Besucher haben, als dir recht ist«, warnte Hellmark ihn. »Sie wollen dich alle sehen. Pepe, Danielle, Rani, Carminia, Jim, Whiss, Blobb blobb… und wenn Anka, Tina, Alan und Camilla noch von deinem Krankenhausaufenthalt erfahren, dann wird es in den nächsten Tagen eine wahre Besucher-Invasion aller Marlos-Bürger geben. Na, laß’ dich mal überraschen… Ob das allerdings eine reine Freude ist, das überlaß’ ich dir, Rich…«

ENDE

Björn Hellmark alias Macabros

Die Abenteuer eines außergewöhnlichen Menschen

Björn Hellmark ist der Erbe der unsichtbaren Insel Marlos, die in der Clarion-Graben-Zone genau zwischen Hawaii und den Galapagos-Inseln liegt.

In der Geister-Höhle bewahrt er seine Trophäen auf, die er im Kampf mit Geistern, Dämonen und jenseitigen Mächten gewann, und die von großer Bedeutung für ihn sind.

Er besitzt:

1. das Schwert des Toten Gottes, das nur seine Hand führen kann.

2. die Dämonenmaske. Sie verwandelt seinen Kopf in einen Knochenschädel. So jedenfalls nehmen menschliche Augen ihn wahr. Dämonen sehen etwas darin, das sie zerstört.

3. den Trank der Siaris. Er bewirkt geistige Weitsicht. Zum falschen Zeitpunkt angewendet, bringt er jedoch den Tod.

4. die sieben Augen des Schwarzen Manja. Das sind faustgroße, rubinrote Objekte, die aussehen wie ungeschliffene Edelsteine. Sie heißen deshalb Manjaaugen, weil sie tatsächlich von dem Heiligen Vogel stammen, der in der Vergangenheit der Erde auf Xantilon lebte und etwa 700 Jahre alt wurde. Die Augen toter Manjas wurden zu Stein, die Körper vergingen.

5. Velenas Armreif. Er bewirkt Unsichtbarkeit. Darf aber nicht zu oft angewandt werden, da sich die darin gespeicherten magischen Energien mit der Zeit verbrauchen.

Hellmark hat die Gabe, sich zu verdoppeln. Sein Doppelkörper heißt Macabros. Björn war in einem ersten Leben Kaphoon, ein Kämpfer für Recht und Freiheit.

Mit Björn Hellmark lebt eine Anzahl weiterer Menschen auf Marlos. Jeder hat eine eigene, einfach eingerichtete Blockhütte.

Carminia Brado: Brasilianerin von atemberaubender Schönheit. Hellmark nennt sie zärtlich »Schoko«. Sie hat ebenfalls schon mal gelebt, vor zwanzigtausend Jahren. Da war sie Loana, die Tochter des Hestus.

Rani Mahay: Inder, genannt »Der Koloß von Bhutan«. Kann mit bloßem Willen wilde Tiere zähmen.

Pepe: Hellmarks Adoptivsohn aus den Urwäldern Yucatáns. Er verfügt über parapsychologische Fähigkeiten. In seiner Gegenwart verbiegen sich Bestecke, zerplatzen Glühbirnen, bleiben Fahrstühle und Rolltreppen und manchmal auch Autos stehen…

Al Nafuur: Zauberpriester aus Xantilons Vergangenheit. Er existiert als Unsterblicher in einem Zwischenreich. Manchmal nimmt er geistigen (telepathischen) Kontakt zu Björn Hellmark auf.

Ak Nafuur: Zwillingsbruder. Jahrtausende lang nannte er sich Molochos, um ewiges Dämonenleben zu besitzen. Mit Hilfe der sieben Manjaaugen konnten die bösen Geister der Dämonengöttin Rha-Ta-N'my aus seinem Körper vertrieben werden.

Camilla Davies: Medium aus London.

Alan Kennan: Junger Mann, der Björn jegliche nur denkbare Unterstützung zukommen läßt.

Jim, der Guuf: Sein Vater war ein Kugelkopf, seine Mutter eine Menschenfrau, die gegen ihren Willen in die Vergangenheit der Erde verschlagen wurde. Jim wurde in der Gegenwart geboren. Er sieht aus wie ein Dämon – und ist eine Seele von Mensch. Durch sein Äußeres fällt er überall auf und die Menschen erschrecken vor ihm. Das macht ihn traurig. Auf Marlos fühlt er sich wohl.